

 TIER- UND UMWELTBÜCHER

Nino hat den Hubschrauber gehört. Auch die Schüsse. Wenig später sieht er die tote Nashornmutter. Neben ihr das Junge. Nino ist entschlossen, das Nashornkalb zu schützen. Und das Wunder geschieht: Rhino vertraut ihm. Aber was soll aus ihm werden? Allein kann er im Busch nicht überleben. Ist der märchenhafte Vorschlag die Lösung, Rhino auf eine weite Reise ins ferne Europa zu schicken – mit Nino als Begleiter?

ISBN N 3-7817-0220-0



9 783781 702202

ERIKA KLOPP VERLAG



RHINOS REISE

DIETMAR BEETZ



DIETMAR BEETZ

RHINOS REISE



ERIKA KLOPP VERLAG

Für Anton

Dietmar Beetz

Rhinos Reise

Mit Illustrationen
von Ursula Blancke



Erika Klopp Verlag

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Beetz, Dietmar:
Rhinos Reise / Dietmar Beetz. Mit Ill. von Ursula Blancke. –
1. Aufl. – München : Klopp, 1996
ISBN 3-7817-0220-0

© 1996 Erika Klopp Verlag GmbH, München
Alle Rechte vorbehalten
Einbandillustration: Ursula Blancke
Satz: Filmsatz Schröter, München
Druck und Bindung: Ebner Ulm
Printed in Germany
Auflagenkennzeichnung (letzte Ziffern maßgebend):
Auflage: 4 3 2 1
Jahr: 1999 98 97 96

Inhalt

Die Riesenlibelle	11
Heuschreckenernte	17
Abgehackt	23
Ein harter Tag	26
Im Nacken die Nacht	31
Heilkräuterbrei	36
Bis zum Ngori	44
Ein Weißhaariger mit Brille	51
Unter Verdacht	58
Unglaublich	63
Ein märchenhaftes Versprechen	69
Die Nashorn-Lenkung	75

Geister-Tamtam	81
Ein bißchen Schumm-Schumm	86
In der Hauptstadt	94
Die Nacht vor dem Flug	104
In letzter Minute	111
Tunnel mit Klappe	119
Weißer aufgewirbelter Sand	125
Wie Früchte am Baum	133
Feiertage	140
Ohne Festtagsgesicht	148
Abschied?	156
Nachwort	165

Die Riesenlibelle

Es war Vorweihnachtszeit, also während des Hochsommers im südlichen Afrika. Seit Wochen zogen wieder und wieder bauchige Wolken heran und übergossen Hügel und Täler, Busch und Grasland mit kostbarem Naß. Überall sprossen Gräser, blühten Blumen, glitzerten Tümpel und Bäche.

In dieser Zeit des Überflusses, da Tiere und Menschen auflebten, war auch Unheil unterwegs. Es kam eines Morgens mit der Sonne und flog wie eine riesige Libelle über die Hügel. Dabei brummte es wie ein giftiges Insekt.

Die Tiere, die ästen oder tranken, sich subhten oder balgten, all die Antilopen, Affen, Warzenschweine, erstarrten, lauschten und spähten. Sogar der Löwe, der unter einer breitkronigen Schirmakazie gedöst hatte, hob den Kopf und warf einen argwöhnischen Blick zum Himmel.

Nur Mutter Samtlippe ließ sich nicht stören. Sie widmete sich seit Mitternacht mit Rhino, ihrem Kälbchen, dem Frühstück. Rhino war anderthalb Jahre alt und nach Meinung seiner tonnenschweren Mama ein wenig untergewichtig. Er wog knapp vier

Zentner, so daß Mutter Samtlippe sich veranlaßt sah, ihn des öfteren anzustupsen.

»Iß, Kleiner! Du mußt groß und kräftig werden, denn wenn die Regenzeit vorbei ist und die Dürre anfängt, wird auch für uns das Futter knapp.«

Rhino hatte gleich anderen Tieren den Flug der Riesenlibelle verfolgt. Eben war sie mit schwirrenden Flügeln hinter einem Hügel verschwunden, und da ein paar Antilopen wieder zu äsen begannen, neigte auch Rhino den massigen Kopf.

Wie die Gräser und Kräuter dufteten! Und erst der Geschmack! Mutter Samtlippe hatte wahrscheinlich recht, wenn sie drängte, soviel wie möglich zu füttern.

An diesem Morgen aber sollte das Frühstück bald ein jähes Ende finden. Die Riesenlibelle, die in der Sprache der Menschen »Helikopter« heißt, hatte offenbar hinter jenem Hügel gewendet und kam nun über die Kuppe zurück.

Wieder sicherten die Tiere, und als jetzt der Helikopter in eine Kurve ging und auf die Schirmakazie zuhielt, sprang der Löwe, dem das Dösen vermutlich vergangen war, auf und in langen Sätzen davon.

Die Antilopen, die Affen, die Warzenschweine, sie alle flüchteten, die einen da-, die anderen dorthin. Die beiden Schmalnasen im Helikopter, die herab-

starrten, schienen eine Weile nicht zu wissen, wem sie folgen sollten, und schwenkten ab.

Auch Mutter Samtlippe und Rhino hatten sich in Bewegung gesetzt. Obwohl sie es trotz ihrer wuchtigen Leiber beim Rennen selbst mit den leichtfüßigen Antilopen aufzunehmen vermochten, trabte die Nashorn-Mutter nur wenige Schritte.

»Bleib!« befahl sie. »Wir Nashörner werden doch nicht vor so einem Schwirrding davonlaufen! Wir Nashörner haben nichts auf der Welt zu fürchten.«



Rhino kannte das. In den Märchen, die seine Mutter erzählte, im Unterricht, den sie ihm gab, überall waren Rhinocerosse stark und überlegen. Sie hatten keine ernstzunehmenden Feinde, keine außer den Zweibeinern, von denen manche, wie Mutter wußte, mitunter geschlichen kamen, leise, in großer Zahl und bewaffnet mit spitzen Wurfstangen oder mit Rohren, die plötzlich knallten und eine Antilope oder einen Löwen, bisweilen auch ein Nashorn, verletzten oder gar tot zu Boden streckten.

»Vor denen nimm dich in acht!« hatte Mutter Samtlippe mehr als einmal gesagt. »Zweibeiner können selbst uns gefährlich werden. Sobald du von ihnen Witterung kriegst, schon beim leisesten Hauch ihrer schweißigen Haut heißt's: verduften!«

Diese Belehrungen gingen Rhino jetzt durch den Kopf, doch wie angespannt er auch witterte und spähte, an dem Schwirrding, das sich wieder näherte, konnte er nichts Gefährliches entdecken. Das roch weder nach Zweibeinerhaut, noch kam es lautlos geschlichen. Im Gegenteil, es rückte lauter als ein Gewitter heran und peitschte Gras und Gebüsch wie ein Sturm. Und nun – nun verharrte es, flog nicht weiter, hing schwirrend und dröhnend in der Luft, ganz in der Nähe von Rhino und Mutter Samtlippe, die unschlüssig hochäugte.

Was hielt sie hier? Etwa Neugier? Hatte sie alle Vorsicht vergessen?

Jetzt rief sie etwas, das Rhino bei dem Lärm nicht verstand, aber als Aufforderung zum Verduften begriff. Und während er folgte, bemerkte er aus den Augenwinkeln, wie im Leib der Helikopter-Libelle eine Öffnung entstand und ein Rohr herausgeschoben wurde.



Heuschreckenernte

Die Schüsse hörte auch Nino, ein zwölfjähriger Afrikaner vom Stamme der Tawana.

Er war seit der Frühe unterwegs. Mit ihm Vater und Mutter, seine vier Geschwister, drei Onkel, fünf Tanten und achtzehn Vettern und Basen. Sie hatten kurz vor Sonnenaufgang, als die Macht der bösen Geister schon gebrochen war, ihr Dorf verlassen, auf dem Kopf Bündel zusammengerollter Ledersäcke und leere Kalebassen. Die Männer trugen außerdem gewohnheitsmäßig ihre Waffen: Jagdmesser, Wurfspeere, Bogen und Köcher voller Pfeile. Onkel Yoyo hatte seine uralte Flinte dabei.

Im Dorf zurückgeblieben waren bloß die Alten und Gebrechlichen der Großfamilie. Selbst Bebe, Ninos jüngste Schwester, machte den Ausflug mit – bei Mutter im Tragetuch.

Es sollte nur eine kurze Reise werden, ein Abstecher ins Wildreservat jenseits des Ngori-Baches. Dorthin war gestern abend, wie Onkel Yoyo auf einem Streifzug beobachtet haben wollte, ein Heuschreckenschwarm geflogen. Nun beabsichtigte die Sippe, sozusagen Heuschrecken zu ernten.



Seit Regenzeit war, gab es zwar reichlich Kräuter und Knollen beim Dorf, auf den Feldern wuchsen Mais und Maniok, Bohnen, Bataten und Erdnüsse, und außerdem lief manchmal ein Perlhuhn oder gar eine Gazelle vor die Pfeilspitzen oder vor Yoyos

Flinte. Heuschrecken aber, auf einem Blech über dem Feuer geröstet, waren und blieben ein Festtagschmaus, eine höchst nahrhafte Delikatesse.

Vorausgesetzt, man fand einen Schwarm und scheute nicht die Mühe, die geflügelte Speise aufzuklauben und heimzuschleppen.

»Und du hast sie wirklich hier gesehen?« erkundigte sich Vater bereits zum zweitenmal.

»Ja doch!« erwiderte Onkel Yoyo gekränkt. »Hier zwischen den Hügeln. Beim letzten Tageslicht.«

»Und es war ein Heuschreckenschwarm, nicht etwa eine Regenwolke?«

»Na, hör mal!«

Sie standen, Erwachsene und Kinder beieinander, am Fuße eines Hügels und blickten ein wenig ratlos in die Runde. Seit sie den Ngori-Bach, der zu einem Fluß angeschwollen war, durchwatet hatten, war die Sonne spürbar gestiegen. Und noch immer fand sich kein Hinweis auf einen Heuschreckenschwarm, der über Nacht gerastet hätte. Weder ein kahlgefressener Flecken noch irgendwelche Nachzügler aus der Millionenschar.

Weitersuchen oder umkehren, um vor der Mittagshitze nach Möglichkeit wieder daheim zu sein? Vielleicht hatte sich Yoyo geirrt. Außerdem war der

Aufenthalt im Wildreservat eine gewagte Sache. Wie sollten sie dem Wildhüter beweisen, daß sie gar nicht die Absicht hatten zu jagen?

Nino sah, daß Vater – bei diesem Ausflug wie auch sonst im Dorf das Oberhaupt – zu überlegen schien, und in der Stille, die aufgekommen war, hörte er plötzlich ein Geräusch. Es klang wie Insektengebrumm, das sich rasch näherte und bald wieder entfernte.

Der Heuschreckenschwarm?

Auch Tante Yami nahm das offenbar an, doch Yoyo schüttelte den Kopf. »Ein Flugzeug«, sagte er. »Einer dieser verdammten Helikopter.«

»Von der Reservatsverwaltung?« fragte Yami besorgt.

»Unsinn«, versetzte Yoyo. »Wahrscheinlich sind es Touristen.«

Und Vater fügte beruhigend, zugleich aber erbittert hinzu: »Irgendwelche Schmalnasen, Leute mit sehr viel Geld.«

Unterdessen war der Helikopter, den Nino auch unter dem Namen »Hubschrauber« kannte, weder herangekommen noch davongeflogen. Er schien hinter den Hügeln zu kreisen oder hin und her zu tanzen, denn sein Lärm drang mal lauter, mal gedämpfter zu ihnen. Was dort wohl los war?

Die Kinder hatten während des Marsches miteinander gescherzt und dann wie Nino die Ohren gespitzt. Ein paar von ihnen schickten sich jetzt an, in Richtung des Helikoptergerbrumms davonzuschleichen.

»Hiergeblieben!« befahl Ninos Vater.

Onkel Yoyo setzte zu einem Widerspruch an, doch im nächsten Moment brach er ab und horchte wie alle anderen.

In die Helikoptergeräusche hatte sich härterer Lärm gemischt, ein Knattern, einmal, nun wieder.

»Schüsse«, stieß Vater hervor.

»Salven aus einer Maschinenpistole«, sagte Onkel Yoyo.

Niemand rührte sich. Alle lauschten.

Und dann war das Geknatter vorbei. Eine Weile hörte man noch das Lärmen des Helikopters, bis es – nach einem letzten Anschwellen – leiser wurde und schließlich verstummte.

Nino hatte sich mitsamt seinen Angehörigen in Bewegung gesetzt, zögernd erst, geduckt. Nun liefen sie, die Tragelasten, die sie während der Rast abgenommen hatten, wieder auf dem Kopf, entschlossen und rasch hügelan und hügelab, Nino und einige seiner Vettern und Basen ein Stück voraus.

Auf einer Anhöhe stockten die Kinder. Vor ihnen in einer Senke – ein Tier, offenbar ein Nashorn. Und daneben ein zweites, kleines, das jetzt einen Laut ausstieß, einen jammervollen Schrei.



Abgehackt

Als Nino und die anderen Kinder die Senke erreichten, hatten sich bereits die ersten Geier bei Mutter Samtlippe niedergelassen. Von den Zweibeinern gestört, flogen sie ein Stück beiseite, blieben aber in der Nähe, die nackten Hälse gereckt.

Bald tauchten am Himmel weitere Aasvögel auf und begannen zu kreisen.

Die Kinder waren wenige Schritte vor der Nashornkuh stehengeblieben, unfähig, näher heranzugehen. Sie schwiegen, in den schweißglänzenden Gesichtern Erschrecken und Furcht.

Auch die Erwachsenen, die herankamen, verharrten kopfschüttelnd in einiger Entfernung. Betroffenen sahen sie auf das massige Tier, das mit zerfetztem Brustkorb und verstümmeltem, blutverschmiertem Kopf auf der Seite lag. Und manchmal streifte ihr Blick mitleidig das Junge, das neben seiner Mutter stand, zitternd, verletzt, und von Zeit zu Zeit klagend schrie.

»Diese Teufel!« Onkel Yoyo hatte als erster die Sprache wiedergefunden.

Vater nickte. »Und alles nur wegen der Hörner.«

Nino schaute ihn fragend an.

»Sie haben sie abgehackt«, erklärte er. »Das vordere große und das kleinere dahinter. Sie werden sie fortbringen, heimlich, weit weg in ein Land, das Japan heißt, oder nach Hongkong, Taiwan oder Singapur. Dort kriegen sie viel Geld dafür, sehr viel Geld.«

»Für das Horn von der Nashorn-Nase?«

»Genau. Es wird zu einem Pulver verarbeitet, zu einer Arznei, und teuer verkauft. Man verspricht sich Kraft davon.«

»Kraft?« fragte Nino ungläubig.

»Ja doch«, bestätigte Vater, und Onkel Yoyo fügte grinsend hinzu: »Kraft für alte Männer, die Kraft junger Bullen.«

Einige kicherten.

Inzwischen waren die meisten näher an den Kadaver herangetreten, und dann umstanden alle das tote Nashorn und das Junge, das an einer Flanke – vermutlich durch einen Streifschuß – verwundet worden war.

Abgehackt, ging es Nino durch den Kopf. Ein großes, kräftiges Tier, die Mutter des Jungen, umgebracht – und der Leichnam liegengelassen, den Geiern zum Fraß.

»Wir müssen es wegschaffen«, sagte Onkel Yoyo.

»Und die Heuschrecken?« wandte eine der Frauen ein.

»Heuschrecken! Als wäre dieser Fleischberg nicht viel mehr wert als Säcke voller Heuschrecken!«

»Und die Reservatsverwaltung?«

Dazu schwieg der Onkel, und alle blickten zu Vater, dem Oberhaupt.

Eine Weile war nur der Schrei eines Geiers zu hören.

»Yoyo hat recht«, sagte Vater, sich räuspernd. »Wir sollten den Kadaver zerteilen und heimschleppen. Vielleicht haben wir Glück und bleiben unbehelligt. Oder können wenigstens beweisen, daß uns keine Schuld trifft, daß wir nicht geschossen haben. Auf alle Fälle wäre es dumm, das kostbare Fleisch den Geiern zu überlassen oder den Hyänen.«

Ein harter Tag

Es wurde für alle, auch für die Alten und Gebrechlichen im Dorf, ein harter Tag. Die meisten Erwachsenen und Kinder, die auf die tote Nashornkuh gestoßen waren, mußten noch fünfmal den Weg zum Dorf beziehungsweise zur Senke zurücklegen, dreimal mit schweren Fleischpaketen auf dem Kopf. Jedesmal ging es durch die schlammigen, brusthohen Fluten des Ngori und die ganze Zeit unter einer Sonne, die herabstach, die Luft aufheizte und die Fleischbrocken zum Lockmittel für Fliegen Schwärme machte.

Während die Träger unterwegs waren, wurde der schwindende Fleischberg in der Senke von Onkel Yoyo und einem Gehilfen zerteilt und bewacht – und der wachsende Fleischberg im Dorf von den Alten und Gebrechlichen in Streifen geschnitten, gesalzen und auf Büschen, Zäunen, Dachvorsprüngen zum Dörren aufgehängt. Gehörige Portionen wanderten gleich in Kochkessel neben den Hütten. Nach der zweiten Tour, als die Hitze alles Leben beinahe erstickte, konnten sich die Träger seit langem wieder einmal satt essen an weichem, saftigem Fleisch.



Tante Yami nahm für Onkel Yoyo und für den Gehilfen ordentliche Portionen mit.

Auch Nino hatte gleich seinen Vettern und Basen fleißig geschleppt und sich im Schatten eines Schutzdaches gestärkt. Dabei war ihm das Schicksal der Nashornkuh – und mehr noch das ihres Jungen – nicht aus dem Kopf gegangen.

»Was wird mit dem Kleinen?« erkundigte er sich bei Onkel Yoyo, der beschäftigt war und die Frage überhörte.

Die anderen in der Nähe wirkten gleichfalls abgelenkt. Doch Yoyos Gehilfe, ein älterer Vetter, schärfte gerade an einem Stein sein Messer. Er

blickte von dem jungen Rhinoceros, das sich noch immer in der Senke aufhielt, zu Nino, prüfte mit dem Daumen die Schneide und grinste dabei.

Seitdem wurde Nino von diesem Grinsen verfolgt. Sich vorzustellen, daß Yoyo und der Gehilfe die Messer wetzten und dem jungen Nashorn zu Leibe rückten... Oder daß Hyänen, Schakale oder Löwen das verwundete, geschwächte Tier anfielen, sich auf Rhino stürzten...



»He! Paß doch auf!«

Nino war Humbo, seinem Freund, vor einer Wasserrinne auf die Ferse getreten. Er murmelte eine Entschuldigung, rückte seine Fleischlast zu recht und stapfte weiter.

»Was hast du bloß?« erkundigte sich Humbo. »Etwa Magendrücken, weil du zuviel gegessen hast?«

»Unsinn«, erwiderte Nino, und nach kurzem

Zögern verriet er: »Ich mache mir Gedanken wegen dem jungen verwundeten Nashorn.«

»Na und? Willst du's etwa gesund pflegen?«

Es hörte sich spöttisch an, und Nino entgegnete nichts, zumal Humbo hinzufügte: »Deine Sorgen möchte ich haben! Ich wär schon froh, wenn wir die Schlepperei endlich hinter uns hätten.«

Auch Nino war müde, und als er seinen zweiten Fleischpacken ablegen konnte, atmete er auf.

Noch einmal zurück zu der Senke und noch einmal mit einem Brocken heim! Und dann, nach dieser dritten Tour?

Es ging bereits auf den Abend zu, und der übliche Regen hatte eingesetzt. Zwar goß es nicht mehr wie vor Tagen oder gar vor Wochen, aber die Nässe überall und die Schwüle, die noch zugenommen hatte, erschwerten jeden Schritt.

»Beeilt euch, damit wir fertig sind, eh's dunkel ist!« rief Tante Yami Humbo und Nino zu, als sie ihr und anderen Frauen begegneten.

»Beeilt euch!« äffte Humbo sie nach. »Als ob wir trödeln würden!«

Dennoch beschleunigten die beiden den Schritt, vor allem getrieben von der Furcht vor den bösen Geistern der Nacht.

In der Senke befand sich, wie Nino von der

Anhöhe aus sofort erkannte, noch immer das verwundete Nashornjunge. Es stand, wo es bereits vorhin gestanden hatte. Im Regen schien es erstarrt – ein Anblick, der Nino plötzlich mit brennendem Mitleid erfüllte.

Im übrigen war die Arbeit in der Senke offenbar größtenteils getan. Yoyo und sein Gehilfe hatten die Rhinzeroskuh samt den Knochen zerteilt, und beim Näherkommen sah Nino, daß gerade die letzten Traglasten für seinen Vater und für ein paar andere Träger vorbereitet wurden.

»Da hätten wir auch daheim bleiben können«, sagte Humbo.

Nino entgegnete nichts; dazu war er jetzt zu aufgeregt. Er wußte zwar, daß er etwas unternehmen mußte, nicht aber, wie er es anfangen sollte.

»Na bitte«, rief Yoyo, als die beiden Jungen die Senke erreicht hatten. »Da kommt ja Verstärkung. Am besten, ich teile die beiden größten Packen noch einmal.«

»Lieber nicht«, erwiderte Nino schnell. »Ich habe was anderes zu tun. Ich muß mich um das verwundete Nashorn kümmern.«

»Du allein – jetzt, wo's gleich Nacht ist?« Und dann wandte sich Yoyo an Ninos Vater. »Was sagst denn du dazu?«

Im Nacken die Nacht

Als es dunkel wurde, ließen sich auch die Geier, die zuletzt über der Senke gekreist hatten, nieder. Vorher waren sie abwechselnd aufgefliegen oder gelandet, so daß ständig einige von ihnen mit gebreiteten Schwingen und gekrümmten Krallen am hitzeflirrenden oder regentrüben Himmel geschwebt hatten. Nun, da das tote Nashorn abtransportiert worden war, wollten sie offenbar im Schutze der Nacht Rhino, dem verwundeten Nashornkalb, zu Leibe rücken.

Der Regen hatte inzwischen aufgehört, doch das dürre Holz, das sich fand, war feucht, und auch sonst ergaben sich Schwierigkeiten, ein Feuer zu entfachen.

Vater hatte Nino sein Feuerzeug, eine Kostbarkeit, überlassen. »Nimm! Und geh vorsichtig damit um!«

Das war für Nino mehr als höchstes Lob, und als er den eingefetteten, wasserdichten Lederbeutel mit der umgebauten Patronenhülse in der Hand hielt, empfand er Stolz wie selten zuvor.

Überhaupt hatte sich Vater großartig verhalten.

»Nino ist alt genug, schon zwölf«, hatte er zu Onkel Yoyo gesagt. »Soll er zeigen, was in ihm steckt.«

Die Umstehenden, vor allem Humbo, krausten die Stirn, und Yoyo gab zu bedenken: »Aber bei Nacht, allein, und bloß für ein Nashorn...«

»Bloß?« erwiderte Vater fragend. »Nashörner, Elefanten, selbst Löwen – alle Tiere in Busch und Savanne sind uns Tawana wie Brüder und Schwestern. Außerdem verdanken wir der Mutter dieses Jungen Fleisch im Überfluß. Willst du's denen, die sie niedergemetzelt haben, etwa gleich tun und ihr Junges den Geiern und Hyänen ausliefern? Ohne Hilfe wäre es verloren, unerfahren und schutzbedürftig, wie es noch ist.«

Dem konnte Onkel Yoyo nichts entgegensetzen, und so blickte er nun Humbo, seinen ältesten Sohn, düster an.

»Ich bleib auch hier«, sagte Humbo zögernd.

»Gut – ihr zwei«, lobte Ninos Vater, und dann überreichte er Nino das Feuerzeug.

Plötzlich wollten auch die anderen Erwachsenen den beiden etwas geben, und sei's nur einen Ratsschlag. Onkel Yoyo, schweigsam und sichtlich besorgt, erwog anscheinend sogar, seine Flinte dazulassen.

»Das ist nichts für Kinder«, entschied Ninos

Vater. »Außerdem, wie stehen wir da, wenn die Wildhüter die beiden mit einem Gewehr antreffen?«

So kam es, daß Humbo und Nino unbewaffnet zurückblieben, ausgestattet mit nichts als dem Feuerzeug, das in den Händen von Nino zwar Funken von sich gab, aber nicht zum Brennen zu bringen war.

»Laß mich mal«, bat Humbo, der außer einem Berg dürrer Äste Büschel vorjährigen, leidlich trockenen Grases gesammelt hatte.

Das Feuerzeug, das Vater Nino anvertraut, mit dem er ihn ausgezeichnet hatte, jemand anderem überlassen? Nino tat, als habe er die Bitte überhört, und mühte sich noch verbissener mit dem Rädchen an der Hülse ab.

»Paß auf, daß es nicht kaputtgeht!« mahnte Humbo. Und dann griff er – oder faßte seine Hand unabhängig von seinem Willen – zu.

Nino stockte. Und schlug im nächsten Moment die Hand des Freundes weg.

Eine Weile schwiegen beide und starrten aneinander vorbei. Ihr Atem ging schwer. Es wurde zusehends dunkler.

»Da kann ich ja gehn«, stieß Humbo hervor. »Wenn du immer bestimmen willst und ich den Boy machen soll.«

Nino holte tief Luft, erwiderte aber nichts. Angestrengt blickte er auf das schwarze Dochtende, das aus der gelblich glänzenden Hülse heraussah.

»Wir müssen uns beeilen«, drängte Humbo. »Vielleicht sollten wir Feuer quirlen wie die Leute früher und jetzt noch, wenn sie keine Hölzchen haben und nicht so ein Ding da.«

»Quirlen? Verstehst du dich etwa darauf? Hast du überhaupt einen Quirl und was man sonst noch dazu braucht?«

»Hab ich nicht, aber wenn wir weiter hier rumhocken... Wo doch dein Feuerzeug nicht geht oder du mich nicht probieren lassen willst.«

Da gab sich Nino einen Ruck und hielt Humbo die Hülse hin.

Auch bei ihm – nur Funken, die das verkohlte Dochtende nicht zu entzünden vermochten, wieder und wieder. Bis Nino endlich auf die Idee kam, den Docht ein Stück herauszuziehen und das verkohlte Ende abzukneifen. Jetzt sprang ein Funke über, und ein Flämmchen flackerte auf, erlosch beinah, hielt sich dann aber doch und setzte ein Grasbüschel in Brand.

Wenig später schwelten, knackten, brannten ein paar Äste, und Nino wie Humbo begannen einen Freudentanz.

Als sie einhielten, war es stockdunkel geworden. Das verwundete Nashornkalb und die Geier waren selbst bei angespanntem Hinsehen nur noch verschwimmende Schatten.

»Wir müssen es hertreiben«, sagte Nino. »Näher an unser Feuer.«



Heilkräuterbrei

Als der Morgen anbrach, rasch wie zwölf Stunden vorher die Nacht, sagte Humbo zu Nino: »Endlich! Jetzt hinlegen und schlafen!«

»Schlaf doch!« schlug Nino vor. »Du schläfst, und ich paß auf.«

Humbo schüttelte den Kopf. »Besser nicht. Sonst hocken wir noch heute abend hier, und eine zweite Nacht mach ich das nicht mit.«

Er stand auf und warf Rhino, der ein paar Schritt abseits in einer Mulde ruhte, einen finsternen Blick zu, gähnte und trat nach den Resten des Feuers.

Auch Nino richtete sich auf aus dem Hocksitz, in dem er wie Humbo einen Großteil der Nacht verbracht hatte, beugte sich aber noch einmal zu der Feuerstelle und legte einen angesengten Ast auf die schwelende Glut.

Es war ein anderer Platz als der, an dem sie sich gestern abend mit dem Feuerzeug abgemüht hatten, gut die halbe Senke von jener ersten Feuerstelle entfernt.

Als dort endlich die Flammen loderten, war Nino losgegangen, das Nashornjunge näher heranzutrei-

ben. Vergebens, ja schlimmer: Rhino schnaufte und senkte vor dem Zweibeiner, der in der erhobenen Hand einen brennenden Ast hielt, die noch mit keinem Horn bewehrte Nase wie zum Angriff. Im nächsten Moment, kaum daß Nino begonnen hatte, besänftigend auf Rhino einzureden, machte der kehrt und trabte los, fort in die Nacht.

Vor Schreck und Enttäuschung unfähig zu folgen, ließ Nino die Hand mit der Fackel sinken.

»Was ist?« rief Humbo, als könnte er nicht sehen, was passiert war. Dann kam er angerannt. »Geh zum Feuer und paß auf! Ich lauf hinterher und fang ihn ein.«

Sie gingen schließlich, nachdem sie reichlich Holz in die Flammen gelegt hatten, gemeinsam los. Zu ihrer Erleichterung fanden sie Rhino bald. Wie zuvor fast den ganzen Tag schon stand er da, scheinbar reglos, doch als Humbo, die Fackel schwenkend, auf ihn zulief, fuhr er herum und auf den vermeintlichen Angreifer los.

Humbo erstarrte, und die Fackel fiel ihm aus der Hand. Vielleicht sein Glück; denn kurz darauf stoppte Rhino vor dem brennenden Ast im Gras, um ihn zu beäugen.

Da war Humbo bereits zurückgewichen, stolpernd und hastig, ohne Rhino aus den Augen zu

lassen. Wieder bei Nino, stieß er hervor: »So ein Miststück! Wo ich ihm doch nur helfen wollte.«

»Woher soll er denn wissen, daß wir ihm helfen wollen?« entgegnete Nino.

»Trotzdem Miststück«, beharrte Humbo.

Unterdessen hatte sich Rhino von der verlöschenden Fackel ab- und einem Dornbusch zugewandt. Mit seinen spitzen Lippen packte er einen der Zweige und – schlapp! Schon war er abgerissen und samt den Dornen im Maul verschwunden.



Nino beobachtete das beim Licht des Mondes, der eben in einer Wolkenlücke erschienen war. Da er vermutete, eine Fackel, erhoben oder gar geschwungen, ängstigte das Nashornjunge, ließ er den Ast sinken, der ohnedies nur noch schwelte. Den Warnungen von Humbo zum Trotz ging er vorsichtig näher an das Nashornkalb heran.

»Eeh!« rief Humbo, der in einigem Abstand folgte. »Dein Rhino frißt ja Giraffenstengel!«

Tatsächlich hatte sich das Nashornjunge inzwischen über eine Insel im Gras hergemacht, die von den aufragenden Dolden eines Heilkrauts gebildet wurde. Wieder und wieder faßten die Lippen zu, packten die fleischigen, bei Tageslicht purpurfarbenen Blütenstände, rupften sie ab und beförderten sie weiter zu Zähnen und Zunge.

»Scheint ihm zu schmecken«, meinte Nino.

»Sieht so aus«, pflichtete Humbo bei, und wenig später fragte er belustigt: »Was soll denn das?«

Auch Nino konnte sich zunächst Rhinos seltsame Verrenkungen nicht erklären. Verwundert sah er, wie das Nashornkalb den Kopf zur Seite drehte, einmal und wieder, wie es den massigen Leib bog und dabei einen Laut der Anstrengung – oder war es ein Wehlaut? – ausstieß.

Die Verwundung, ging es Nino durch den Kopf,

und er sagte: »Vielleicht will es sich die verletzte Flanke lecken.«

»Warum nicht gleich mit Giraffenstengelbrei bepflanzen?« spottete Humbo.

»Ja, warum eigentlich nicht?« gab Nino zurück, dem plötzlich eine Idee gekommen war.

Bevor er darangehen konnte, sie zu verwirklichen, war noch einiges zu tun. So mußte die Feuerstelle verlegt werden, her zur Kräuterinsel, und vor allem galt es, Rhinos Vertrauen zu gewinnen, was wohl weitaus schwieriger werden würde.

Um das Feuer kümmerte sich Humbo, froh, daß er nicht hierzubleiben brauchte. Der Ansicht von Nino, wenn das Nashorn nicht zum Feuer komme, müsse halt das Feuer zum Nashorn gehen, hatte er sofort und lachend zugestimmt. Also stapfte er nun zurück, Ersatz für die inzwischen erloschenen Fackeln zu holen.

Nino blieb allein unter den ziehenden Wolken, hinter denen gerade der Mond verschwand. Die Dunkelheit ringsum nahm zu. Kaum, daß die Kräuterinsel und das Nashorn zwischen den Stengeln noch zu erkennen waren.

Was, wenn die Rechnung nicht aufging und Rhino wieder loszog wie vorhin?

Wo waren eigentlich die Geier? Stimmt es, daß

sich einige von ihnen nachts in Geister verwandelten?

Eine Zeitlang glaubte der Junge sogar, in der Nähe der Kräuterinsel die Lichter sich anschleichender Hyänen zu erspähen. Blickte er genauer hin, verschwanden sie, und wenn er langsam wegsah...

Da – jetzt wieder. Und es waren viele! Daß Rhino nichts witterte?

Es dauerte, bis Nino begriff, daß sich dort der Mond in einer Pfütze oder in Regentropfen spiegelte. Er zitterte nach der überstandenen Angst und Anstrengung. Humbo konnte jeden Moment zurück sein, also begann er, soweit das beim ständig wechselnden Mondlicht möglich war, dürre Äste zusammenzutragen.

Als Humbo dann tatsächlich eintraf, hatte Nino einen ansehnlichen Stoß aufgeschichtet und sich etwas beruhigt. Von seiner Angst erzählte er nichts. Ohnehin stand ihm, wie er befürchtete, das Gefährlichste noch bevor.

Das aber ließ sich zu seiner eigenen Überraschung erstaunlich leicht an, und eigentlich verspürte er dabei nicht einen Hauch von Gefahr. Als das Feuer an der neuen Stelle brannte und gemeinsam mit dem Mondlicht die Nacht erhellte, ging er auf unsicheren Beinen, äußerlich aber beherrscht, zu der Insel, wo



Rhino stand. Er knickte ein paar Dolden ab, zerrieb sie zu einer faserigen Masse und näherte sich vorsichtig der Nashornflanke.

Hatte Rhino geschnauft, als Nino den Brei behutsam auf die handtellergroße, im Mondschein dunkle Wunde zu streichen begann?

Immerhin war er nicht weggelaufen, und als sich

Nino sacht zurückzog, schien es ihm, als wedle Rhino mit Ohren und Schwanz.

»Er hat sich bedankt«, verkündete Nino.

»Du spinnst ja.«

»Wenn ich's dir sage... Er hat mit den Ohren gewedelt und sich nicht von der Stelle gerührt. Man muß bloß gut zu ihm sein und ihm Gutes tun, schon ist er friedlich und dankbar.«

Humbo hatte nichts darauf erwidert, und auch für den Rest der Nacht war er schweigsam geblieben.

Bis zum Ngori

»Ich geh jetzt«, sagte Humbo, kaum daß die Sonne über einen der Hügel hersah.

»Na, dann...«, erwiderte Nino möglichst gefaßt.

»Und du?« fragte Humbo nach einigem Zögern. »Willst du etwa hierbleiben und Wurzeln schlagen?«

»Unsinn«, versetzte Nino. Mehr aber wußte er nicht zu sagen, fragte er sich doch selbst, wie es mit Rhino weitergehen sollte.

»Komm schon!« drängte Humbo. »Die Nacht hat er überstanden, ohne daß ihn die Hyänen oder die Löwen aufgefressen haben, ja, ohne daß sich eines dieser Viecher auch nur hätte sehen oder hören lassen. Sogar die Geier sind bis auf ein paar Nachzügler verschwunden. Oder nicht?«

»Doch, schon, aber nur, weil wir bei ihm gewacht und sie alle ferngehalten haben.«

»Mag sein. Trotzdem können wir nicht Tag und Nacht in seiner Nähe bleiben ohne Essen und ohne einen Schluck sauberes Wasser. Hast du etwa keinen Hunger, keinen Durst?«

Und ob Nino Durst und Hunger hatte! Sein Mund war trocken, und sein Magen knurrte. Dennoch sagte er: »Wasser gibt es ringsum genug, und vielleicht finden wir eßbare Wurzeln.«

»Wurzeln? Daheim haben sie Fleisch in Hülle und Fülle, und du willst hier Wurzeln ausscharren und darauf rumkauen?«

»Es wäre ja nur fürs erste.«

»So? Und dann?«

»Wir könnten Rhino, also das Nashornjunge, mitnehmen, zum Ngori und weiter.«

»Etwa heimtreiben und bei den Hütten wie einen Hund oder wie eine Ziege halten? Ein Nashorn ist doch kein Haustier, und überhaupt: Mich kriegst du nicht wieder in die Nähe von diesem Teufel. Mir langt die eine Nacht. Ich geh jetzt.«

Diesmal machte Humbo Ernst und ging los.

»So warte doch!« rief Nino. »Wenigstens noch eine Weile. Vielleicht kommt Rhino mit, und sei's nur bis zum Ngori.«

»Wenn du ihn treibst, meinerwegen. Aber beil dich!«

Treiben geht nicht, sagte sich Nino, ich möchte mich auch nicht treiben lassen. Wie soll ich ihn aber in Gang bringen?

Rhino stand nach wie vor inmitten der Giraffen-

stengel, die er bis auf wenige abgebissen hatte. Anscheinend war er satt; sonst hätte er wohl auch die restlichen Stengel verspeist.

Oder war er krank? Hatte er Schmerzen? Quälte ihn die Wunde?

Als Nino näher kam, sah er, daß der Kräuterbrei zu einem grünen Fladen angetrocknet war. Und dann bemerkte der Junge an den Rändern der Wunde und auch an unverletzten Stellen der Nasenhornhaut winzige grauweiße Würmer, die sich bewegten.

»Eeh!« entfuhr es ihm.

»Was ist?« fragte Humbo.

»Nichts«, behauptete Nino, und sich überwindend, fügte er hinzu: »Nur ein paar Maden.«

»Da siehst du's«, hakte Humbo ein. »So eklig sind diese Viecher. Die haben alle Maden und alles mögliche Ungeziefer.«

Ja doch, dachte Nino. Er wußte das selbst, und ihn ärgerte, sich nicht besser beherrscht zu haben. Auch jetzt verspürte er Ekel, und dabei ging ihm, ob er wollte oder nicht, durch den Kopf: Vielleicht ist Rhino älter als ich dachte und gar nicht mehr hilfsbedürftig. Vielleicht kommt er von nun an allein zurecht?

Aber da waren die Geier, die noch immer oder

schon wieder über der Senke kreisten. Und die Maden an den Wundrändern sahen nicht nur eklig, sondern auch beunruhigend aus. Und wenn Rhino schon allein zurechtkommen sollte, konnte man ihm zum Abschied wenigstens was Gutes tun.

Also knickte Nino vier, fünf der verbliebenen Giraffenstengeldolden ab, zerrieb sie, lockerte den Kräuterfladen und riß ihn ab. Dabei zuckte Rhino zusammen, doch schlug er weder aus, noch lief er weg.

Und dann geschah ein Wunder.

Nino hatte die Wunde, die sauber wirkte, erneut bepfastert. Als er nun über Rhinos Ohren strich, die – anscheinend in Dankbarkeit – wieder wackelten, da drehte das Tier den mächtigen Schädel, schnupperte an der Hand und leckte daran.

Der Brei! schoß es Nino durch den Kopf. Das Heilmittel – vielleicht taugt es als Lockspeise?

Sachte zog er die Hand vor der Zunge – und ein wenig auch vor den kräftigen Zähnen – zurück, und siehe da: Rhino folgte, setzte sich in Bewegung, kam mit.

Humbo hatte das alles wortlos und aus gebührendem Abstand beobachtet. Jetzt lief er zur Insel, riß die letzten Stengel ab und rannte hinter Nino und Rhino her, wohl um sich am Fortführen des Nas-

hornkalbes zu beteiligen. Kaum aber hatte er die beiden erreicht und die Dolden vor die Nashornnase gehalten, da schnaufte Rhino in seine Richtung, und Humbo ließ die Stengel fallen.

»Mach dir nichts draus«, versuchte Nino ihn zu trösten. »Er wird sich schon an dich gewöhnen.«

»Aber ich mich nicht an ihn«, erwiderte Humbo grimmig.

Er blieb danach hinter Rhino, während Nino



vornweg lief. Dabei kamen sie so rasch voran, daß Humbo nach einer Weile behaupten konnte: »Nun wird er doch getrieben, von mir!«

Bald erreichten sie den Ngori, dessen Fluten bereits zurückgegangen waren. An den Ufern hatten sich Tümpel gebildet, Streifen aus Schlamm und seichtem Wasser, die einer Vielzahl von Tieren als Badestrand dienten.

Keine der Antilopen, Flamingos, Warzenschweine oder Schildkröten schien das Nashorn und die begleitenden Zweibeiner zu beachten. Alle hatten sie anscheinend vollauf mit Trinken, Gründeln, Sich-Suhlen, Herumlaufen zu tun.

Auch Rhino stapfte zum Fluß, doch lockte ihn nicht das Wasser, sondern der Schlamm. Mit einem Laut, der wie ein Seufzer klang, ließ er sich in einen der Tümpel plumpsen, und bald schon war er von den Ohren bis zur Schwanzquaste braun eingeseift.

»Hier kann er bleiben«, sagte Humbo.

Nino nickte. »Ja. Von hier würden wir ihn nicht wegbringen.«

»Wozu auch?« erwiderte Humbo. »Hier geht's ihm doch gut!«

Dem mußte Nino gleichfalls zustimmen, und als er wenig später sah, wie zwei Schildkröten Rhino, der jetzt in einer Kuhle ruhte, auf den Rücken

kletterten und sich über die Maden hermachten, da war er endgültig beruhigt.

»Komm!« sagte er zu Humbo. »Gehen wir heim! Wir können ja gegen Abend mal nach ihm sehen.«

»Einverstanden.«

Weit kamen die Jungen nicht. Noch am Reservatsufer des Ngori hörten sie plötzlich anschwellenden Lärm und sahen dann einen Helikopter, eine dieser Riesenlibellen, über den Hügeln auftauchen und rasch herbeischwirren, direkt auf Rhino und die Tiere in seiner Nähe zu.



Ein Weißhaariger mit Brille

Nino und Humbo waren beim ersten Schreck losgestürzt, tiefer hinein in den Ngori, um sich drüben, auf dem Gebiet der Tawana, in Sicherheit zu bringen. Während Humbo aber weiterschwamm und sich auf der anderen Seite versteckte, kehrte Nino um und watete zum Reservatsufer zurück.

Inzwischen war der Helikopter abgeschwenkt und ein Stück den Ngori aufwärts geschwirrt. Dort schien er in der Luft zu stehen wie ein Falke, bereit, im nächsten Augenblick herabzustoßen.

Die meisten Tiere, vor allem die größeren, hatten sich vor dem Lärm und vor dem Sturm, den der Helikopter entfachte, geflüchtet. Nicht so Rhino.

Weshalb blieb er im aufgepeitschten Wasser des Tümpels, während sogar die beiden Schildkröten von seinem Rücken geflohen waren? Hatte er das Schicksal seiner Mutter vergessen?

Nino wollte ihm helfen, ihn beschützen. Wie er das anstellen sollte und ob er überhaupt dazu in der Lage sein würde – er wußte es nicht. Er hoffte nur, vielleicht allein durch seine Anwesenheit die Wilderer abzuhalten, auch Rhino zu töten.

Und dann sah Rhino den Helikopter näherrücken, Stück für Stück und bedrohlich langsam. Aus dem Gehäuse schauten Männer herab, einer mit einem Helm auf dem Kopf, die anderen beiden mit Ohrenschützern, einer außerdem mit schwarzen Gläsern im Gesicht. Der mit der dunklen Brille streckte jetzt einen Arm aus und zeigte, offenbar erregt, auf das Nashornkalb.

Als hätte Rhino darauf gewartet, sprang er auf die Beine, wobei ihm ein Schrei entfuhr.

Endlich besinnt er sich, dachte Nino. Doch Rhino lief nicht weg, setzte sich überhaupt nicht weiter in Bewegung, blieb, schlammnaß, in seinem Tümpel stehen und schrie, brüllte und zitterte dabei.

»So lauf doch!« rief Nino. »Lauf zum Fluß und tauch unter!«

Es half nichts. Rhino reagierte weder auf die Worte noch auf den Klaps, den Nino ihm gab, und auch ein kräftiger Schlag, fast schon ein Hieb, blieb ohne Wirkung.

Dabei verwirrte und ängstigte den Jungen am meisten, daß sein Schützling am ganzen massigen Körper bebte. So gewaltig, dachte Nino, und zittert wie ein Halm. Ob das die Erinnerung macht?

Er stand mit im schlammigen Wasser, das ihm bis

zur Hüfte reichte, und jede Bewegung fiel ihm schwer. Dazu die Unmöglichkeit, vorausszusehen, was Rhino tun, ob er nicht plötzlich ausscheren und ihn, seinen Helfer, in Wasser und Schlamm stampfen würde.

Dennoch watete Nino, ohne auf die Manöver des Helikopters zu achten, näher an Rhino heran. Er unterdrückte seine Furcht vor dem zitternden, hilflosen, unberechenbaren Koloß, auch seinen Ekel vor den Maden, und strich, selber zittrig vor Anstrengung und Angst, über die schlammverkrusteten, unruhigen Ohren.

Merkwürdig, das half. Nicht sofort und wahrscheinlich nicht allein. Vermutlich wirkte mit, was Nino sagte, vor allem, wie er zu Rhino sprach. »Beruhige dich! Sie dürfen dir nichts tun, sie werden es nicht wagen. Beruhige dich!«

Tatsächlich hörte Rhino auf zu zittern. Sein Gebüll war schon vorher verstummt, und solange ihm Nino die Ohren kraulte, entwich der Nashornnase allenfalls mal ein Schnaufer.

Unterdessen hatte sich der Helikopter unweit des Tümpels auf die Kuppe eines flachen Hügels gesenkt, um dort zu landen. Der Motorlärm brach ab, auch das Schwirren der Rotorblätter. In der Stille, die plötzlich herrschte, waren glucksende Laute,

Vogelgezwitscher und menschliche Stimmen zu hören.

Ohne das Kraulen zu unterbrechen, beobachtete Nino, wie am Helikoptergehäuse eine Tür aufgeschoben wurde, wie ein Uniformierter, in der Hand ein Gewehr, herauskletterte, wie er dem mit der Brille beim Aussteigen helfen wollte. Schließlich stieg auch der dritte aus, der mit dem Helm, den er abgenommen hatte. Er blieb in der Nähe des Helikopters, während die beiden anderen herankamen – der Uniformierte steifbeinig, der mit der Brille gestikulierend, sichtlich erregt.

All das hatte offenbar auch Rhino verfolgt, und Nino spürte nun, wie die Ohren wieder zu zucken anfangen, ja, wie der gesamte Leib zu beben begann.

»Bleib ruhig!« flüsterte er seinem Schützling zu. »Sie werden dir nichts tun. Sie haben doch nur eine alte Flinte dabei. Bleib ruhig, Rhino!«

»Der spricht ja mit ihm!« rief der Bebrillte, der helles, fast weißes Haar und dabei noch jugendliche Gesichtszüge hatte. »Das gibt's doch gar nicht. So was von Zufall! Nicht bloß ein Nashorn wie bestellt, auch einen Boy, einen Dresseur! Scheint ein Tawana zu sein?«

»Yes, Sir, ein Tawana«, bestätigte der Begleiter, ein Afrikaner in der Uniform eines Reservatswäch-



ters, in der Sprache des Weißhaarigen. Er warf dabei einen Blick zu Nino und ruckte mit dem Gewehr – eine Bewegung, die Rhino mit drohendem Schnaufen quittierte.

»Ruhig, Rhino, ruhig!«

Und dann geschah etwas, das Nino – und anscheinend auch Rhino – überraschte. Der bebrillte Weißhaarige mit dem jungen Gesicht, der offenbar aus dem fernen Europa oder aus Amerika stammte, redete Nino in der Sprache der Tawana an. Er begrüßte ihn und fragte mit komischer Betonung und dennoch verständlich nach seinem Namen.

»Wie du heißt, will er wissen«, mischte sich der Reservatswächter ein, barsch, weil Nino, verblüfft und belustigt, nicht gleich geantwortet hatte. Augenblicklich erwachte auch Rhino aus seiner Reglosigkeit und bedachte den Wächter mit grimmigem Schnaufen.

Nino erwiderte den Gruß und sagte seinen Namen, während er Rhino beruhigend kralte und weder den Bebrillten noch den Wächter mit der Flinte aus den Augen ließ.

»Nino also«, stellte der Bebrillte fest. Und dann, mit seinem Tawana wohl etwas unsicher geworden, bat er den Wächter, Nino zu fragen, woher er das Nashornkalb kenne.

»Na, von drüben«, gab Nino zur Antwort, wobei er mit dem Kopf zu der Senke wies. Und da Rhino auf eine Bewegung des Wächters wieder mit Unruhe reagierte, fügte Nino unwillig und ein wenig unbedacht hinzu: »Dort ist doch gestern seine Mutter erschossen worden.«

»Ach!«

Der Bebrillte wie der Wächter – beide horchten auf. Sie wechselten einen Blick, und der Wächter stieß hervor: »Erschossen – von wem?«

Sein Mißgeschick war, daß er die Flinte hob und sie – vielleicht unbeabsichtigt – auf Nino richtete.

Im nächsten Moment stürmte Rhino, der beruhigenden Hand zum Trotz, auf den Wächter los.



Unter Verdacht

Der Angriff verlief zwar glimpflich, doch verschärfte er die Situation beträchtlich. Einen Freund hatten weder Rhino noch Nino durch die Attacke gewonnen.

Schlimm, hätte Rhino den Wächter erwischt und verletzt, ihn vielleicht zu Tode getrampelt. Zum Glück war dem vor Schreck die Flinte aus der Hand gefallen, und Rhino, kurzsichtig wie alle Nashörner, hatte sich das Schießrohr vorgenommen, es rums-bums in den Schlamm gestampft.

Der Schuß, der losging, traf niemanden. Als Rhino wieder der beschwörenden Stimme und der besänftigenden Hand von Nino gehorchte, konnte der Wächter sogar sein verdrecktes, aber intakt gebliebenes Schießgerät aus dem Schlamm ziehen, wobei er sich die Uniform nur mäßig bekleckerte. Bei all dem wirkte er allerdings ziemlich lächerlich, und das war für einen Reservatswächter und Staatsdiener wohl ärger als die schlimmste Verletzung.

»Los!« herrschte er Nino an, kaum daß er die Flinte und sich notdürftig gesäubert hatte. »Führe uns zu deinen Leuten.«

»Aber warum denn?« fragte Nino besorgt, und der Weißhaarige, eben noch belustigt, riet in seiner Sprache offenbar, nichts zu überstürzen.

»Ich bin gezwungen, mich zu beeilen«, belehrte ihn der Wächter. »Und ich bin gewillt, durchzugreifen. Wie Sie vielleicht schon bemerkt haben, wurde auch dieses verdammte Kalb angeschossen.«

Er wies dabei – zum Glück nur flüchtig und ohne Gewehr – auf die verwundete Flanke, von der sich mittlerweile das Heilkräuterpflaster gelöst hatte.



»Sieht nach einem Streifschuß aus«, stellte der Weißhaarige fest.

»Das ist ein Streifschuß«, berichtigte ihn der Wächter.

»Gut. Aber womöglich waren es gar nicht die Tawana. Wahrscheinlich haben die doch überhaupt keine Schußwaffen.«

»Irrtum, Sir. Sie kommen immer wieder über den Ngori, um zu wildern, und mich sollte wundern, wenn sie sich nicht den Bauch mit dem Fleisch der Mutter dieses Kalbes vollgestopft haben.«

Der Weißhaarige wiegte den Kopf. »Kann sein. Trotzdem, wie der Junge da mit dem Nashornkalb umgeht...«

Er wies dabei auf Nino, der von der Debatte zwar nur einzelne Worte verstanden, wohl aber den Sinn erraten hatte. Und so erfaßte er nun auch den Hohn und die Verachtung.

»Vielleicht«, sagte der Wächter, »hat ihn seine Sippe abgestellt, damit er die nächste Mahlzeit bewacht. Ich jedenfalls werde mich nicht täuschen lassen. Gehen wir!«

Das war ein Befehl. Nino fühlte sich hin- und hergerissen zwischen Empörung und der Höflichkeit gegenüber Erwachsenen, zu der er erzogen worden war. Er bat den Wächter mit gepreßter

Stimme, bei Rhino bleiben zu dürfen. »Den Weg zum Dorf kann man nicht verfehlen, und vielleicht führt Sie mein Freund dort drüben.«

Nino hatte schon länger bemerkt, daß sich Humbo noch am anderen Ufer aufhielt, versteckt im Gestrüpp, aus dem sein Kopf immer wieder aufgetaucht war. Doch als er jetzt hinüberrief, Humbo solle hervorkommen und die Herren zum Dorf bringen, verrieten plötzlich ein paar wippende Zweige, daß Humbo davonlief.

»Na bitte«, stellte der Weißhaarige lachend fest. »Dort läuft unser Führer voraus, um uns anzukündigen, falls wir nicht längst von Spähern beobachtet werden.«

Der Wächter nickte grimmig, und der Weißhaarige drängte: »Kommen Sie schon! Wir nehmen den Helikopter. Damit geht's schneller, und wir behalten trockene Füße. Im übrigen wird's gut sein, wenn der Junge hierbleibt und das Rhinoceros bewacht. Da brauchen wir dann nicht danach zu suchen.«

Wieder nickte der Wächter – ein Einverständnis, das Nino überraschte und beunruhigte. Was hatte dieser Weißhaarige, dessen Augen sich hinter dunklen Gläsern verbargen, eigentlich vor?

Jetzt wandte er sich in seinem stockenden Tawana an Nino. »Schön, daß du dich weiter um das Nas-

horn kümmern willst. Paß gut auf, bis wir zurück sind! Und sieh zu, daß es hier am Ngori bleibt und nicht wegläuft. Verstehst du?«

»Yes, Sir«, gab Nino, das Gesicht verschlossen, zur Antwort.

Der Bebrillte forschte in seinen Zügen und erkundigte sich unvermittelt bei dem Uniformierten: »Hat er überhaupt zu essen und zu trinken?«

»Sicher trinkt er Wasser aus dem Fluß und sucht sich Wurzeln.«

»Hm...« Und dann forderte der Bebrillte Nino auf: »Komm mit!«

Er ging voran zum Helikopter, unter dem sich der dritte Mann im Schatten gelagert hatte, kletterte hinein, kramte in einem Behälter und kehrte mit zwei Blechdosen und einem Päckchen zurück.

»Für dich. Na, nimm schon! Weißt du, wie so eine Dose aufgerissen wird?«

Er zeigte Nino den Ring dafür, kündigte an, jemanden aus dem Dorf mit kräftigerem Essen zu schicken, und mahnte noch einmal, ja auf das Nashornkalb achtzugeben.

Nino bedankte sich für das Essen und für die Getränke, versprach aber nichts. Nach wie vor war er sich nicht im klaren, was er von dem bebrillten Weißhaarigen halten sollte.

Unglaublich

Inzwischen war Rhino zurück in den Tümpel gestapft und hatte sich wieder ins schlammige Wasser gelegt. Nino folgte ihm bis zum Tümpelrand. Dabei überlegte er angestrengt, was er unternehmen könnte.

Heimlaufen, um die Sippe zu warnen? Da käme er sicher zu spät und müßte außerdem Rhino allein lassen. Im übrigen hatte Humbo wahrscheinlich schon von der Ankunft der Fremden berichtet, falls das überhaupt nötig gewesen war.

Also dableiben und abwarten, hoffen, daß der Wächter der Sippe nichts anhängen, sie nicht der Wilderei bezichtigen konnte, daß er weder die Flinte von Onkel Yoyo noch irgend etwas von den Fleischmassen fand?

Nino kannte die Angst seines Stammes vor den Reservatsbeamten, wußte, daß seine Sippe die Willkür mancher Wächter fürchtete. Sie waren gleich anderen Familienverbänden schon bestraft worden, ohne schuldig gewesen zu sein, bestraft vermutlich nur, weil man die wirklich Schuldigen nicht hatte fassen können.

Mehr aber als das, was seinen Angehörigen

drohte, beschäftigten Nino Überlegungen zu dem merkwürdigen Begleiter des Wächters.

Was hatte der mit Rhino vor? Weshalb sollte Nino auf Rhino achtgeben, dafür sorgen, daß er nicht weglief?

Mittlerweile war der Weißhaarige, der so freundlich sein konnte, zurück in das Helikoptergehäuse geklettert. Mit ihm der Wächter und der dritte Mann, der sich den Helm auf den Kopf geschnallt und den Motor gestartet hatte. Wieder dröhnte und wirbelte es und wurde zu ohrenbetäubendem Sturm, als der Helikopter von der Hügelkuppe abhob, sich in die Luft schraubte und schräg über den Tümpel und den Ngori hinwegflog.

Nino sah die Männer oben im Gehäuse, die Ohrenschützer, die schwarzen Brillengläser des Fremden, und auch Rhino schien hinaufzuspähen. Weder beim Aufheulen des Motors noch beim Davonfliegen des Helikopters hatte er sich von der Stelle gerührt, geschweige denn seinen Tümpel verlassen. Woran man sich doch alles gewöhnen kann! dachte Nino.

Erst jetzt nahm er sich eine der beiden Blechdosen und das Päckchen vor. Das Getränk aus der Dose schmeckte fast so gut wie Ziegenmilch, in die Honig von wilden Bienen gerührt worden war. Für die

Köstlichkeit aus dem Päckchen aber fiel Nino, wie angestrengt er auch überlegte, kein Vergleich ein. Süß war sie ebenfalls, honigsüß, und entfernt erinnerte ihr Geschmack an Erdnußkerne und an geröstete Heuschrecken. Kurz: Eine Delikatesse.

Und das, fragte sich Nino, soll der Weißhaarige einfach so verschenkt haben, ohne heimliche Absicht, ohne Hintergedanken? War je ein Fremder zu einem Tawana derart großzügig gewesen?

Plötzlich hatte Nino das Gefühl, in eine Falle geraten zu sein. Mit ihm Rhino und das gesamte Dorf. Was tat sich dort hinter dem Ngori und den Hügeln da drüben? Wie hatten Vater, Onkel Yoyo und die anderen den Wächter und seine Begleiter empfangen? Wenn nun ein paar Hitzköpfe, berauscht von Honigwein nach dem Fleischmahl, Dummheiten anstellten?

Nino spürte, wie ihm Schweiß ausbrach. Er wußte, daß der Wächter mit seiner Flinte das Dorf nicht sonderlich bedrohen konnte, wußte aber auch, daß Polizei und vielleicht sogar Soldaten anrücken würden, falls dem Wächter oder einem seiner Begleiter etwas zustoßen sollte.

Und wenn ihnen nichts passierte? Wenn das Fleisch übersehen, eine Strafe ausbleiben würde? Wenn der Helikopter zurückkam?

Nino versuchte, sich vorzustellen, was dann geschehen würde. Es gelang ihm nicht. Und als er in einer Anwandlung von Angst und Trotz Rhino fortreiben wollte, ein Stück flußabwärts in tieferes Wasser oder in Gestrüpp, da mißlang das gleichfalls. Rhino prustete unwillig und weigerte sich entschieden, seinen Tümpel zu verlassen.

Dabei nahm die Schwüle mit dem steigenden Tag noch zu, und auch als die Sonne endlich sank, blieb es drückend heiß. Rhino, die anderen Tiere am Fluß, hauptsächlich Wasservögel, und selbst die Hügel mit den Wolken darüber schienen in der reglosen Luft erstarrt.

Um so erstaunlicher, daß zu dieser Tageszeit am Ufer gegenüber Humbo eintraf. Nino meinte im ersten Moment zu träumen. Humbo aber stieg nach kurzem Zögern in den Fluß und kam herüber, wobei er ein Bündel auf dem Kopf balancierte und angestrengt aus dem Wasser hielt.

»Du?« fragte Nino.

»Das siehst du doch!«

»Bringst du mir etwa zu essen?«

»So ist es.«

Humbo hatte Rhino, der in seinem Tümpel döste, nicht aus den Augen gelassen. Jetzt schüttelte er den Kopf und begann, das Bündel aufzuknoten und



den Inhalt auszubreiten. Zwischen grauweißen Maniokknollen und grünen Pfefferschoten – Scheiben gekochten Fleisches.

»Ach!« entfuhr es Nino. »Also wissen die Fremden, daß wir das Fleisch geholt haben?«

Humbo runzelte die Stirn, nickte dann. »Es ließ sich so schnell nicht verstecken«, sagte er. »Außerdem wollte es dein Vater gar nicht verheimlichen, weil es schließlich nicht verboten ist, ins Reservat zu gehn, vorausgesetzt, man wildert nicht. Und gewildert haben wir ja nicht.«

»Und der Wächter?« fragte Nino.

Humbo zuckte die Schultern. »Der wird schon begreifen, daß wir's nicht waren, wo doch auch der

Weißer gesagt hat, daß wir's überhaupt nicht gewesen sein können, und daß wir nie ein Muttertier töten würden.«

»Der Weißhaarige, der mit der Brille?«

»Ja doch! Er hat sich angehört, was dein Vater erzählt hat, und sich dann den Schädel und die zerschossenen Knochen der Nashornkuh angesehen. Klar, daß da mit einer Maschinenpistole geschossen worden war, nicht mit einer Flinte. Und da wir keine Maschinenpistolen haben, können wir's nicht gewesen sein.«

»Und das sieht auch der Wächter ein?« erkundigte sich Nino mißtrauisch.

»Was du nur dauernd mit dem hast!« entgegnete Humbo gereizt. »Der ist doch nur ein kleiner Kläffer, und bei den Plänen des Weißen...«

»Was für Pläne?« fragte Nino, dem Humbos Verhalten immer merkwürdiger vorkam.

Und da machte Humbo, der sich über Nino offenbar gleichfalls wunderte und ärgerte, eine geradezu unglaubliche Eröffnung. »Na, mit dem Nashorn da«, sagte er und wies auf Rhino. »Es soll doch fortgebracht werden, weit weg.«

»Was?«

»Hast du das nicht gewußt? Wirklich nicht? Auch nicht, daß du mitfliegen sollst?«

Ein märchenhaftes Versprechen

Unglaublich, was Humbo behauptet hatte. Doch was dann geschah, erschien erst recht phantastisch, ja märchenhaft.

Es begann bald nach jener Eröffnung. Von Humbo unterstützt, verzehrte Nino gerade Fleisch und Maniok, das Humbo gebracht hatte, als der Helikopter wieder lärmend ankam.

Nun geht's los, dachte Nino, der plötzlich sein Herz klopfen spürte, und er befahl sich: Abwarten!

Inzwischen war es etwas kühler geworden, und wohl auch deshalb hob Rhino den Kopf, als das Ungetüm über ihn schwirrend hinwegdröhnte.

Und dann verschlug es Nino den Atem.

Der Helikopter war, wie schon am Vormittag, auf der Hügelkuppe gelandet. Jetzt aber stiegen nicht nur der Weißhaarige, der Wächter und der Pilot aus. Ein vierter Mann kletterte aus dem Gehäuse, und dieser vierte – das war Ninos Vater.

Hatte Humbo damit gerechnet, davon gewußt? Wollte er auf sich aufmerksam machen, sich hervortun? Hoffte er, Rhino begleiten zu dürfen, zusätzlich zu Nino oder an dessen Stelle?

Genau sollte es niemand erfahren. Auch Nino hörte nur plötzlich Geschrei und sah, herumfahrend, daß Rhino aufgesprungen war und schlamm-spritzend auf Humbo losging, der sich bis an den Tümpelrand herangewagt hatte.

Was schrie der Weißhaarige, was der Wächter? Und Humbo – warum fuchtelte er mit den Armen?

»Laß das!« rief Nino, indem er loslief. »So machst du ihn wild.«

Da begriff er, daß Humbo in ein Schlammloch geraten war, daß er mit dem Fuß feststeckte. Wenn er nun stürzte, wenn Rhino ihn erwischte, auf ihm herumtrampelte?

Tatsächlich knickte Humbo, hilflos mit den Ar-



men rudern, in die Knie. Nino gelang es im letzten Moment, ihn wegzustoßen, heraus aus der Bahn des wütenden, kurzsichtigen Nashorns, das eine Handbreit neben ihm schnaufend vorbeistampfte.

Kurz darauf war Humbo wieder auf den Beinen, und während der Weißhaarige, der Wächter, Ninos Vater und sogar der Pilot herbeigelaufen kamen, stellte sich Nino dem Nashorn, das kehrtgemacht hatte, beschwörend in den Weg.

»Ruhig, Rhino! Beruhige dich!«

Es wirkte abermals Wunder, obwohl es eine Weile dauerte, bis Rhino besänftigt war.

»Na«, fragte der Wächter, der nicht mehr so unfreundlich wie vorhin wirkte, den Vater, »hat er nun die Wahrheit gesagt oder geschwindelt? Dein Sohn ist ein Zauberer. Ohne ihn kommen die mit dem Nashorn nie zurecht.«

»Aber er ist doch noch so jung!« wandte der Vater, vermutlich zum wiederholten Male, ein. »Und dieses Europa ist so weit und so kalt und so fremd.«

»Mit einem großen Flugzeug«, sagte der Weißhaarige, »kommt man rasch hin. Und gegen die Kälte, die nur wenige Monate herrscht, gibt es warme Häuser und warme Kleidung. Außerdem kannst du ja mitfliegen, Nino begleiten.«

»Aber ich werde doch hier gebraucht, in meinem Dorf, bei meiner Familie!«

»Dann schickst du halt einen Vertreter mit, irgendeinen Onkel von Nino. Unsere Firma zahlt für beide Flug, Kost und Unterkunft, und vielleicht findet sich bei einer der Filmgesellschaften, für die wir arbeiten, nicht nur für deinen Sohn, sondern auch für den Begleiter eine kleine Rolle. Da verdient er in ein paar Tagen genug, um sich, sobald er wieder daheim ist, eine ganze Ziegenherde zu kaufen.«

Der Weißhaarige sprach in einer Mischung aus Tawana und Englisch. Manchmal sprang auch der Wächter ein und übersetzte. Nino sah, wie alle ringsum, sein Vater nicht ausgenommen, von den Worten beeindruckt waren. Ein solches Angebot, ein derart märchenhaftes Versprechen hatte wohl noch niemals jemand einem Tawana gemacht.

Dennoch blieb der Vater mißtrauisch. »Aber warum wird das Nashorn nach Europa gebracht und dressiert?« erkundigte er sich. »Warum kommen die Filmleute nicht ins Tawanaland, her zu uns, wo das Nashorn lebt und wo mein Sohn und wir alle ihnen helfen könnten, mit ihm umzugehen?«

Der Weißhaarige seufzte. »Eine gute Frage, aber leider geht das nicht. Es käme zu teuer, wäre außer-

dem zu beschwerlich und – ja, auch zu gefährlich. Bei einem Spielfilm, mußt du wissen, wirken viele Menschen mit, mehr als dein Dorf Einwohner hat. Die alle hierhertransportieren, hier verpflegen, hier unterbringen, der Hitze, den Mücken und den Krankheiten aussetzen... Nein, da ist es gesünder, bequemer und weitaus billiger, ein Nashorn und ein, zwei Hilfskräfte aus dem Tawanaland zu holen. Das Nashorn muß ja nicht zurückgebracht werden, sondern kommt in einen Zoo oder bleibt in unserem Gehege. Es steht dann für alle möglichen Interessenten zur Verfügung. Vielleicht sogar für reiche Leute, die sich mit ihm auf einer Party fotografieren lassen wollen.«

»Zoo?« fragte Nino, da sein Vater nachdenklich schwieg.

Der Weißhaarige erklärte ihm, vom Reservatswächter unterstützt, daß ein Zoo oder Zoologischer Garten ein Gehege sei, wo viele Tiere lebten, alle jeweils in Häusern, Höhlen oder Gewässern ähnlich denen in freier Wildbahn. »Im Zoo sorgt man für sie, pflegt sie, gibt ihnen zu fressen, und Menschen, die noch nie ein Nashorn, einen Löwen oder eine Giraffe gesehen haben, kommen, zahlen Eintrittsgeld und bestaunen die Tiere.«

Rhino, von Nino gekrault, hatte sich die ganze

Zeit still verhalten. Nun aber begann er, als begreife auch er, daß es um seine Zukunft ging, unruhig zu werden.

Recht so, dachte Nino. Dabei sah er fragend zu seinem Vater. Was würde der als Oberhaupt der Familie, ja der gesamten Sippe zu den Plänen des Fremden sagen?



Die Nashorn-Lenkung

Als es Nacht wurde, war der Helikopter wieder weggefliegen, zurück nach Umbili, der Hauptstadt des Landes. Von dort, hatte der Weißhaarige gesagt, werde ein Lastkraftwagen kommen, vielleicht schon morgen früh, um das Nashornkalb abzuholen. Bis dahin müsse klar sein, wer das Tier begleite.

Der Vater hatte dazu geschwiegen. Für ihn, das Oberhaupt einer Tawana-Sippe, war selbstverständlich, daß er sich vor einer derart wichtigen Entscheidung mit den Alten des Dorfes, dem Rat aus lebensklugen Sippenmitgliedern, beriet. Das hatte schließlich auch der Weißhaarige begriffen.

»Gut«, sagte er, »rede mit deinen Leuten. Aber beeil dich! Zeit ist Geld. Wenn du deinen Sohn nicht mitfliegen läßt und nicht mitkommst, werden wir halt andere Begleiter finden.«

So kam es, daß Nino bei Anbruch der Nacht nicht wußte, was werden würde. Und daß er wiederum Rhino bewachen mußte, diesmal allein.

Humbo war, gemeinsam mit Ninos Vater, durch den stetig seichter werdenden Ngori gewatet und heimgegangen, um, wie er gesagt hatte, neuen Pro-

viant zu holen. Vermutlich wollte er aber vor allem weitererzählen, was er hier gehört hatte, und sich damit großtun. Vielleicht wollte er auch versuchen, Nino doch noch auszustechen, um selbst mit nach Europa zu reisen.

Nino war das nahezu gleichgültig. Nach den Anspannungen des Tages, nach der durchwachten Nacht und nach den Strapazen gestern fühlte er sich müde wie selten zuvor. Am liebsten hätte er sich auf der Stelle ausgestreckt und die Augen geschlossen.

Daran war aber nicht zu denken. Rhino, der sich tagsüber gesuhlt und ausgeruht hatte, ließ es nicht zu. Dabei zeigte er nur, daß er gleich anderen Nashörnern ein Nachttier war.

Am Abend zuvor hatten ihn wohl Schmerzen in der Flanke und der Verlust der Mutter von längeren Wanderungen abgehalten, und sicher schmerzte die Wunde, die von einem Doppelpflaster aus Kräuterbrei und Schlamm bedeckt war, auch jetzt noch. Doch nun war offenbar der Hunger für ihn so beherrschend wie für seinen Beschützer die Müdigkeit. Während Nino mit dem Schlaf kämpfte, nahm Rhino den Kampf mit seinem knurrenden Magen auf. Dabei entfernte er sich mehr und mehr von der Stelle am Ngori, wo er den Tag verbracht hatte, und Nino kam mit.

Was hätte er sonst tun sollen? Kraulen half zwar gegen Nashornängste, aber gegen Nashornhunger war es machtlos.

Zum Glück hatte es tagsüber nicht geregnet, und nun schien der Mond. So fand Nino genug trockenes Holz, um die Fackel, die er mit Hilfe des Feuerzeuges entzündet hatte, immer wieder zu erneuern. Er schichtete auch ein paar Äste zu einem lodernden oder schwelenden Haufen, einer Art Brandzeichen, auf.

Vielleicht hilft es Humbo, falls er tatsächlich zurückkommt, dachte Nino. Oder es zeigt morgen dem Lastwagenfahrer den Weg. Ob mich der Weißhaarige noch mitnehmen will, wenn er gesehen hat, daß Rhino mir nicht mehr gehorcht?

Das war ein beschämender Gedanke, und so mühte sich Nino ein weiteres Mal, Rhino, der gerade von einem Dornengestrüpp zum nächsten stapfte, um sich auch dort an den Blättern gütlich zu tun, vom Kurs abzubringen. Vergebens. Bis Nino plötzlich einen Trick herausfand.

Seit ihn der Hunger trieb, war Rhino weder durch beschwörende Worte noch durch nachdrückliches Kraulen zu beeindrucken gewesen, und Nino hatte es hingenommen. Da ließ Rhino einen Zweig loschnappen, einen Ast, von dem er auf Nashornart

mit der Zunge die Blätter gestreift hatte, geschickt an den nadelspitzen Dornen vorbei. Und dieser Ast schlug Nino wie eine Peitsche ins Gesicht. Nino griff vor Schmerz und Schreck nach dem Ohr, das er gerade kraulte, und kniff hinein.

Rhino war im ersten Moment vor Verblüffung starr. Dann aber drehte er den mächtigen Kopf dorthin, wo er gezwickt worden war, also nach rechts. Auch die Schultern, ja der gesamte Körper bewegten sich in die neue Richtung.

Nach ein paar Schritten blieb Rhino beim nächsten Dornengestrüpp stehen und machte sich über die Blätter her, und Nino, der nichts mehr von seiner Müdigkeit spürte, ging, plötzlich gespannt, hinterher. Er ließ Rhino noch ein Weilchen fressen und probierte schließlich mit klopfendem Herzen, ob die Sache ein zweites Mal gelang.

Siehe da: Es klappte tatsächlich, auch mit dem linken Ohr! Und als Nino den Druck verstärkte, als er nicht nur kniff, sondern das Ohr zusätzlich ein wenig drehte, hatte er den Eindruck, auf diese Weise sogar das Tempo und das Ausmaß der Kopfbewegung und Richtungsänderung steuern zu können.

Nino – der Erfinder der Nashorn-Lenkung, der Herr von Rhino, der Beherrscher aller Rhinzeroschritte?

Das anzunehmen oder auch nur zu wünschen lag Nino fern. Er empfand sich eher als Freund von Rhino, und ihm wäre nicht in den Sinn gekommen, die Macht zu mißbrauchen, die er über Rhino hatte oder zu haben schien. So übertrieb er es nicht mit dem Zwicken und Ohrenschauben, und zwischendurch ließ er Rhino weiden, so ausgiebig er wollte. Und als ihn ein zweites Mal ein Zweig traf, zuckte er zwar, kraulte dann aber weiter.



Dennoch gelang es Nino mit dieser sanften Führung, Rhino in einem großen Bogen in die Nähe des Tümpels, wo er den Tag verbracht hatte, zurückzuführen. Dabei meldete sich die Müdigkeit wieder, und auch der Hunger stellte sich ein.

Wo Humbo nur blieb? Ob er überhaupt kommen würde? Nino hielt Ausschau nach ihm, und plötzlich erspähte er in der Ferne, jenseits des Ngori, Lichter.

Was war das? Wer kam dort? Etwa eine Horde böser Geister?

Geister-Tamtam

Eine Weile wußte Nino nicht genau, ob er beim Anblick der Lichter nur das Hämmern seines Herzens hörte oder auch Getrommel, eine Art Geister-Tamtam. Träumte oder phantasierte er am Ende?

Rhino, den das dumpfe Wummern nicht zu stören schien, der gesättigt wirkte und sich nur ab und an noch ein, zwei Blättchen mit der Zunge fischte – Rhino jedenfalls war keine Phantasiegestalt, auch kein Traumgebilde.

Also Geister dort drüben, Buschteufel, die zwischen den Hügeln herankamen, acht, neun oder mehr, einige, wie es aussah, mit Fackeln, die anderen offenbar mit Trommeln in den Händen.

Nino merkte, daß die Fackel, die er selber bei sich hatte, nur noch glomm. Sollte er sie ausdrücken oder neu entfachen? Was tun, wenn Geister geradewegs auf einen zukommen, wenn die ersten gleich den Fluß, der nur noch ein Bach ist, erreichen?

Da aber hörte Nino plötzlich einen Ruf. Keine Geister-, eine Menschenstimme. Das war doch Humbo! Hatte er sich etwa mit den Geistern verbündet?



Es dauerte noch ein paar Herzschläge, bis Nino auch die Stimme seines Vaters erkannte, die von Onkel Yoyo und die von Tante Yami. Sogar Ninos Mutter mit Bebe, dem jüngsten Schwesterchen, war offenbar dabei. Der Reihe nach stiegen sie jetzt alle in das flach gewordene Wasser des Ngori und waten herüber.

Nino sah ihnen erwartungsvoll entgegen. Geister – das hatte er mittlerweile begriffen – waren das nicht, sondern seine Angehörigen. Was aber wollten sie zu dieser Nachtzeit hier?

Sie näherten sich ihm und dem Nashorn geradezu feierlich, und so erwiderte er ihre Grüße zurückhaltend, fast förmlich. Dabei mußte er zu Humbo blicken, der ein Bündel hielt und sich offenbar Mühe gab, ernst und gefaßt zu wirken. Ganz gelang ihm das nicht, doch als Nino ihn angrinste, verschloß sich Humbos Gesicht. Und Mutter – hatte sie etwa geweint? Was war passiert?

»Mein Sohn«, begann Ninos Vater, »wir sind gekommen, dir saubere Kleidung und ausreichend Proviant zu bringen, für jetzt und für unterwegs. Und wir möchten von dir und deinem Schutzbefohlenen, dem Nashorn, Abschied nehmen. Eine weite und sicher auch schöne Reise liegt vor euch und eurem Begleiter.«

Begleiter, ging es Nino durch den Kopf, wer wird das sein? Doch nicht etwa Humbo? Der Wunsch, danach zu fragen, war groß. Nino unterdrückte ihn und beherrschte sich, zumal der Vater mit seiner feierlichen Rede fortfuhr.

»Wir im Rat der Alten haben lange überlegt, ob wir unsere Zustimmung zu dieser Reise geben dürfen, ob die Gefahr für dich, selbst mit einem Begleiter, nicht zu groß ist. Sicher wird es in Europa kälter sein als im Tawanaland, und sicher werden wir uns um dich sorgen.«

Nino sah, daß seine Mutter nickte. Aber auch sie hielt sich zurück. Bebe, das Schwesterchen auf ihrem Rücken, begann plötzlich zu quengeln, so daß Mutter den Säugling aus dem Tragetuch nehmen und stillen mußte.

Vater sprach unterdessen weiter. »Wir haben zugestimmt, weil das Nashorn einen Betreuer braucht, seit seine Mutter von gewissenlosen Menschen getötet worden ist, weil es ohne Fürsorge nicht überleben könnte. Außerdem freut und ehrt uns, daß der Mann aus dem fernen Europa Hilfe von uns Tawana erbittet. Dieser Fremde verhält sich anders als die meisten Fremden, die wir kennen. Er gibt sich Mühe, unsere Sprache zu erlernen. Im übrigen ist er trotz seiner jugendlichen Gesichtszüge weißhaarig wie ein ehrwürdiger Alter und verdient schon deshalb unser Vertrauen.«

Bebe quengelte noch immer. Sie ließ sich nicht stillen und mußte von Mutter gesäubert werden. Das brachte Vater nun doch aus dem Konzept.

»Also«, sagte er in verändertem Tonfall mehr zu Onkel Yoyo, der bei ihm stand, als zu Nino, »laßt euch überraschen. Und vergeßt nicht, daß ihr Tawana seid! Jedes Land hat seine eigenen – und manches Land eigenartige – Sitten, die man als Gast nichtsdestotrotz befolgen muß. Vorausgesetzt, man

verliert nicht sein Gesicht, nicht seine Würde dabei.«

»Klar«, erwiderte Onkel Yoyo, und plötzlich wußte Nino, wer ihn und Rhino begleiten würde: Yoyo, der »Weltenbummler«, der jahrelang in einem der Nachbarländer gelebt hatte und fremde Sprachen – vielleicht auch die Sprache des Weißhaarigen – beherrschte.

Mit Yoyo, sagte sich Nino, könnte es lustig werden.

Ein bißchen Schumm-Schumm

Der Lastwagen kam tatsächlich schon am nächsten Tag, nicht in der Frühe, immerhin aber am Vormittag. Alle, die gewartet hatten, begrüßten begeistert das Fahrzeug, das mit dröhnendem Motor zwischen zwei Hügeln herankroch.

Ausgeharrt hatten bei Rhino und seinen Begleitern auch Humbo und Ninos Vater, und Humbo war es zu verdanken, daß Nino sich einigermaßen ausgeschlafen fühlte. Als die Abschiedsreden und ein Abschiedsmahl vorbei gewesen waren und Humbo mit heimgehen sollte, hatte er darauf bestanden, hierzubleiben und auf Rhino aufzupassen, während Nino schlief.

»Bist du nicht selber müde?« fragte Nino.

»Ich kann ja später schlafen«, gab Humbo zur Antwort.

»Und du willst wirklich bei ihm wachen?«

»Ja doch!« Und dann fügte Humbo hinzu: »Ich wäre gern mitgekommen. Sehr gern. Nun mußt du mir, wenn du zurück bist, wenigstens erzählen, wie's war.«

Nino versprach das und nahm sich vor, Humbo

ein Geschenk mitzubringen, gerade weil er ihn nicht um irgendwelche Mitbringsel gebeten hatte. Anders die meisten der Verwandten, die zur Verabschiedung erschienen waren. Sie hatten Yoyo bestürmt, einige auch Nino, für sie in Europa ein Feuerzeug, ein Radio, ja sogar ein Motorrad zu erstehen – Wünsche, die Debatten auslösten, ein Palaver, das Nino in den Schlaf begleitete.

All das lag inzwischen hinter ihm. Beim Nahen des Lastwagens ahnte Nino, daß ihn bald andere Sorgen als die Beschaffung von Radios oder Motorrädern beschäftigen würden.

Auch Rhino, der sich seit der Rückkehr an den Ngori erstaunlich still verhalten hatte, schien zu spüren, was da auf ihn zukam. Oder war es die Erinnerung an den dröhnenden Helikopter, die Erinnerung an das Geknatter der Schüsse, was ihn aufscheuchte und aus seiner Suhle vertrieb?

Während die anderen auf die Ankömmlinge zuliefen, mußte Nino wieder einmal Rhino beruhigen, ihn zurückhalten. Dabei merkte er, wie sein Vater zu einer traditionellen Begrüßung ansetzte und von dem Reservatswächter, der von der Ladefläche gesprungen war, barsch unterbrochen wurde. »Später! Siehst du nicht, daß das Rhinoceros Zicken macht?«

Das stimmte zwar, und doch kränkte die Zu-rechtweisung Nino – und wohl auch die anderen.

»Sprechen Sie nur«, sagte der Weißhaarige, der, hochrot und verschwitzt im Gesicht, vom Beifahrersitz der Kabine herabsprang.

Der Vater wartete, bis auch der Fahrer ausgestiegen und der Wächter zum Übersetzen bereit war. Dann sagte er: »Willkommen am Ngori! Im Namen meiner Angehörigen begrüße ich euch. Wir haben nach langer Beratung einmütig beschlossen, daß Yoyo ya Simba meinen Sohn Nino, den Betreuer des Nashorns, begleiten wird. Allen, die mitfahren werden, eine glückliche Reise! Und uns ein gesundes Wiedersehen hier im Tawanaland.«

Es war eine unüblich kurze, fast schon beleidigend karge Rede, doch schien das der Weißhaarige nicht zu bemerken. »Schön, daß alles klar ist«, erwiderte er und wischte sich den Schweiß ab. »Sicher habt ihr noch zu tun, und auch wir sind in Eile. Eigentlich wollten wir bereits in der Nacht abfahren und zeitig hier sein, aber wie das so ist in Afrika... Außerdem die Wege, die Pisten! Nun müssen wir in dieser Affenhitze verladen und wieder aufbrechen. Morgen früh geht das Flugzeug, mit dem alles abgestimmt ist. Wenn wir das verpassen, wird's teuer.«

Ninos Vater hörte sich das höflich, aber mit unbewegtem Gesicht an. Dann neigte er kurz den Kopf und sagte: »Wir haben tatsächlich zu tun. Gute Reise also!«

Ein Blick zu Yoyo, der scheinbar gelangweilt abseits stand, und ein Blick zu Nino, der sich noch immer mit Rhino abgab. Danach wandte sich Vater ab und ging – nein: schritt ohne zurückzublicken davon.

Das blieb weitgehend unbeachtet, denn inzwischen hatte der Weißhaarige ein schwarzes Kästchen aus der Fahrerkabine geholt. Er forderte Nino auf, sich vor der Lastwagenplanke, über die er eine graue Plane hatte werfen lassen, aufzustellen und nicht zu grinsen, auch nicht zu blinzeln. Dann hob er das Kästchen vor sein Gesicht und drückte auf einen Knopf. Ein Klick, und ein weißes, drei Finger breites Stück Papier schob sich aus einem Schlitz. Darauf – es war wie Zauberei – ein Bildnis von Nino.

Das gleiche mit Yoyo.

»Schluß!« wies der Weißhaarige die anderen ab, die ebenfalls fotografiert werden wollten, bevor er den Apparat und die Bilder in der Kabine verwahrte. »Jetzt wird gearbeitet!«

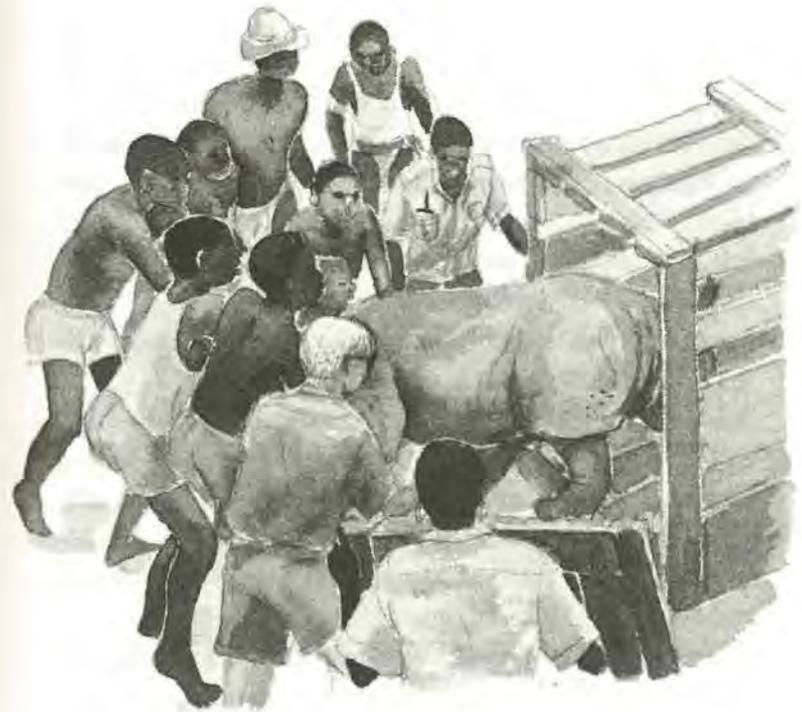
Der Fahrer und der Wächter, Yoyo und Humbo

– alle, die herumstanden, mußten von der Ladefläche des Lastkraftwagens einen massiven Holzkäfig herabheben. Sie packten lachend an, wenn auch die meisten mit spürbarem Unwillen und nach einigem Zögern. Vor allem Yoyo in seinem frisch gewaschenen Hemd und in heller Hose hatte sich erst sichtlich überwinden müssen.

Unter der Last des Käfigs verstummte das Gelächter. Dabei war das nur der Auftakt gewesen, denn der Weißhaarige kommandierte: »Weiter! Das Gatter hoch und das Nashorn reingetrieben!«

Das betraf hauptsächlich Nino und Rhino. Während die anderen die schwere Falltür hinten am Käfig hochsoben, überlegte Nino ein letztes Mal, ob er Rhino lieber laufen lassen oder gar wegtreiben sollte. Aber was würde dann aus ihm werden? Alle, sogar Vater, sagten, er könne allein nicht überleben. Nino konnte sich nicht entschließen, und wenig später war es dafür wohl zu spät. Da hatten die anderen die Falltür so befestigt, daß sie beim Lösen einer Sperre herabstürzen würde, und der Weißhaarige befahl Nino: »Los!«

Nicht zu gehorchen, das hätte wie Unvermögen gewirkt, und so tätschelte Nino den Nashornkopf und flüsterte, was er später bereuen sollte: »Komm, Rhino, komm!«



War es Nashorn-Neugier? Lag's an der Kurzsichtigkeit? Rhino stapfte in die Richtung, in die ihn Nino durch sanften Druck dirigierte, und erst unmittelbar vor der Öffnung des Käfigs stutzte er.

»Weiter!« drängte der Reservatswächter, und dann entfuhr ihm ein Laut der Ungeduld.

Nino spürte, wie Rhino sich sträubte, doch da hatte seine Hand schon nach einem der Ohren gegriffen, es gepackt. Und als sich Kopf und Schultern wegdrehen wollten, hielt sie ein Griff zurück, und gleichzeitig traf ein Tritt des Weißhaarigen das Hinterteil, so daß Rhino schnaufend ein paar Schritte tat. Krachend schloß sich hinter ihm die Falltür.

»Na also!« stieß der Weißhaarige hervor.

Da oder dort lachte jemand auf.

Inzwischen hatte Rhino offenbar erfaßt, was ihm widerfahren war. Mit einer Wucht, die Nino erschrecken ließ, versuchte er, sich aus dem Käfig zu befreien. Brüllend rammte er das Gatter vorn, setzte zurück, keilte mit den Hinter-, mit den Vorderbeinen aus.

Unterdessen war der Weißhaarige in der Fahrerkabine verschwunden, was Nino erst merkte, als er ihn wieder herausklettern sah. In der Hand – dem Jungen stockte der Atem – hielt er ein Gewehr. Damit ging er dicht an den Käfig heran, zielte durch eine Lücke zwischen zwei Stäben und – drückte ab.

Zunächst geschah kaum etwas. Allenfalls hielt Rhino in seinem verzweifelten Wüten kurz ein. Erst allmählich wurde er ruhiger.

Der Weißhaarige hatte das Gewehr weggesteckt.

Jetzt wischte er sich über die Stirn, rückte die dunkle Brille zurecht und erklärte den Umstehenden, sich räuspernd: »Ein bißchen Schumm-Schumm zum Betäuben. Tut mir leid, aber es mußte sein. Und nun kommt und faßt an, damit wir das hinter uns bringen und losfahren können.«

Nicht nur Yoyo und der Fahrer, auch die anderen zeigten keinerlei Lust, den Käfig mit dem betäubten Nashorn zurück auf die Ladefläche zu bugsieren.

Da räusperte sich der Weißhaarige abermals und ließ den Wächter übersetzen: »Ich weiß, es ist schwül, und wie ihr seht, schwitze ich mehr als ihr alle zusammen. Sicher wäre ein Siesta jetzt schön, und vielleicht machen wir noch Siesta, wenn wir hier weg sind und wenigstens wieder auf einer festen Piste. Vorher, Herrschaften, heißt's: angepackt. Also los! Sobald die Kiste oben ist, gibt's für jeden einen Schluck Schumm-Schumm.«

In der Hauptstadt

Gegen Abend erreichte der Lastkraftwagen mit seiner wundgestoßenen Fracht und seiner durchgerüttelten Besatzung Umbili, die Hauptstadt des Landes.

Unterwegs hatte es zwei unfreiwillige Pausen gegeben, keine Siestas, im Gegenteil, strapaziöse Unterbrechungen der anstrengenden Fahrt. Beim erstenmal war ein Reifen auf einem scharfkantigen Stein geplatzt, so daß der Fahrer mit Unterstützung aller verfügbaren Hände den Wagen anheben, das Rad abnehmen und das verrostete Reserverad anmontieren – und vorher aufpumpen – mußte. Und als wenig später der Wagen mit der Hinterachse in einer Schlammrinne steckenblieb, bedurfte es erst recht der Anstrengung aller, ihn wieder flottzukriegen.

Danach erschienen das Aufheulen des Motors, die Hitze, das ständige Rütteln, Stauchen, Anstoßen Nino beinah erholsam. Wäre nicht Rhino gewesen, der unter all dem weit mehr als seine Begleiter litt, hätte Nino die Fahrt, seine erste Reise nach Umbili, vielleicht sogar genossen.

Der Anblick von Rhino aber und die Schreie, die er ausstieß – das ließ keine Freude zu. Besonders schlimm war für Nino, daß er Rhino nicht helfen konnte, daß es unmöglich schien, seine Qualen zu lindern.

»Laß das!« schrie Yoyo, als Nino versuchte, zwischen zwei Stäben hindurch Rhino zu kraulen. »Du zerquetschst dir die Hand.«

Und von den Giraffen-Stengeln, von denen Nino während der ersten Pause einen Armvoll abgerissen und auf die Ladefläche geworfen hatte, nahm Rhino keine Notiz, wie nachdrücklich ihm auch die Blüten eines Prachtexemplars vor das Maul gehalten wurden.

Erst kurz vor der Stadt hörte das Gerütle weitgehend auf, denn jetzt fuhr der Wagen über Asphalt, der zwar schadhaft war, aber besser als die ausgewaschenen, zerfurchten Pisten bisher. Und nun regte sich in Nino doch noch Freude, ja Begeisterung.

Das also war Umbili, der Ort, der so viele Tawana magisch anzog. Hier gab es Licht aus dem Dach und Wasser aus Rohren und Autos in Herden, Motorräder, Radios und angeblich sogar sprechende, bewegliche Bilder in kleinen Kästen. Umbili war die Pforte zur Welt, das Sprungbrett zu



Reichtum und Glück. Hier landeten Flugzeuge aus anderen afrikanischen Ländern und aus dem fernen Europa. Morgen früh würde auch Nino in den Leib einer solchen Maschine steigen, mit ihm Rhino und Yoyo, der Weißhaarige und wer-weiß-wer-noch, und sie alle würden davongetragen, Abenteuern und berausenden Festen entgegen.

»Na?« ließ sich eine Stimme dicht neben Nino vernehmen. Yoyo wies voraus und zur Seite, wo es von Menschen wimmelte und wo man vor und zwischen einem Gewirr von Hütten herumspringende Kinder, streunende Hunde, im Schatten hokkende Männer und Burschen, Frauen und Mädchen mit einer Kalebasse oder einem Eimer auf dem Kopf erkennen konnte. »Hier ist was los, was?«

»Und ob!« erwiderte Nino. »Allerdings, das Wasser, das holen sie wie bei uns daheim aus dem Bach.«

»Hier ja«, räumte Yoyo ein. »Noch. Aber dort vorn in der eigentlichen Stadt, dort kommt das Wasser aus Rohren. Kannst mir glauben, ich kenne hier jeden Winkel.«

Nino nickte. Er wußte, daß Yoyo nicht nur des öfteren in Umbili, sondern mehrfach schon außer Landes gewesen war. Er hatte sogar in Kitala gearbeitet, der Hauptstadt des Nachbarlandes, und dort unglaubliche Abenteuer erlebt, die mit jeder Erzählung Yoyos unglaublicher wurden. Mit Yoyo, dachte Nino, wird's bestimmt interessant. Gebannt beobachtete er, was von der Ladefläche des ratternden, ab und an stoppenden Lastkraftwagens aus zu sehen war: hinter Zäunen und blühendem Gebüsch weiße gemauerte Häuser, plötzlich an einem steinigen Platz drei, vier Gebäude, jedes zeh-, fünfzehnmal so hoch wie eine gewöhnliche Hütte, vor einem auf einem Sockel ein Gebilde, ein riesenhafter Mann, an den Armen Handschellen und eine zerrissene Kette...

»Der Platz der Unabhängigkeit«, erklärte Yoyo.

Wieder nickte Nino, obwohl er sich unter dem Begriff »Unabhängigkeit« nichts vorstellen konnte.

Nach dem Platz, dem Zentrum Umbilis, sah man weitere gemauerte Häuser, hier ohne Umzäunung und zuweilen mit staubigem Gebüsch davor. Dann

ein Stück Marktstraße: rechts und links der Fahrbahn Verkaufsstand an Verkaufsstand, der eine und der andere mit einem aufgebockten Brett für die Auslagen und mit einer Plane darüber, bei den meisten die Ware – Kürbisse, Bananen, Maniokwurzeln, Erdnüsse, Lauch – in Körben, auf Tüchern oder auf Papier unmittelbar am Straßenrand. Dazu die mobilen Händler, Kinder in Ninos Alter, die, sobald der Verkehr ins Stocken geriet, herbeisprangen oder neben dem rollenden Wagen herliefen und Getränke in Büchsen, Kaugummi, Zigaretten, Sonnenbrillen, gekochte Maiskolben feilboten.

Nino verspürte Durst, auch Hunger, doch Yoyo schüttelte den Kopf. »Man wird uns zu essen geben. Das Geld, das ich mitgenommen habe, heben wir für was Besonderes auf.«

Er zwinkerte dabei verschwörerisch, und im nächsten Moment erschien über der Marktstraße und den Hügeln dahinter ein Flugzeug am Himmel, eine große, tieffliegende Maschine.

»Der Flughafen!« rief Nino aufgeregt. »Von dort werden wir abfliegen, schon morgen früh, mit diesem oder mit einem genauso gewaltigen Vogel.«

»So ist es«, bestätigte Yoyo und schlug Nino auf die Schulter. »Und vorher werden wir uns stärken und uns Umbili ansehen.«

Daraus aber sollte nichts werden, zumindest vorerst und für Nino nicht. Auch sonst verlief, als der Lastwagen am Flughafen angelangt war, einiges anders als von Yoyo wohl erwartet.

Der Fahrer hatte den Lastwagen bei einem flachen, langgestreckten Gebäude geparkt, schräg gegenüber dem Eingang, wo der Weißhaarige in Begleitung des Wächters verschwunden war.

Seitdem war gut eine Stunde vergangen. Der Himmel, bei der Ankunft über dem Rollfeld noch feuerrot, hatte die Farben der Nacht angenommen, und vor dem Flughafengebäude waren Laternen aufgeflammt, Lampen, in deren Licht Autos voroder wegfuhr, Leute einzeln oder in Gruppen kamen oder gingen.

Der Abend verstrich, aber weder der Weißhaarige noch der Wächter ließen sich blicken.

»Die Büroaffen werden doch nicht etwa Schwierigkeiten machen«, sagte Yoyo besorgt.

Der Fahrer, der mit beim Wagen geblieben war, spuckte aus und erwiderte: »Hier dauert's immer, es sei denn, du schiebst ein paar Dollars rüber. Aber richtige, nicht diese Tawana-Lappen! Für Geld darfst du hier alles. Es gibt nichts, was sie dir, wenn du richtig schmierst, verbieten.«

Endlich kam der Weißhaarige zurück, gefolgt

vom Reservatswächter. In der Hand schwenkte er mehrere Blätter. »Geschafft«, verkündete er. »Wenn's auch ein verdammt harter Handel war. Jedenfalls haben wir jetzt Papiere für euch und die Ausfuhrgenehmigung und das Okay für die Maschine morgen früh. Abflug sechs Uhr zehn, Verladung eine halbe Stunde vorher. Und was das wichtigste ist und übrigens am teuersten war: Wir dürfen schon heute abend durch die Sperre, dürfen mit dem Nashorn auf dem Gelände übernachten.«

Der Fahrer wechselte, wie Nino sah, mit Yoyo einen Blick, und der Weißhaarige, der offenbar Beifall erwartet hatte, schien sich plötzlich zu besinnen. Er bat den Fahrer um einen Öllappen.

»Wozu das?«

»Damit die zwei den Daumen schwärzen und auf ihre Papiere drücken. Oder«, fragte er Yoyo und Nino, »könnt ihr schreiben?«

»Den Namen, Sir«, gab Yoyo spöttisch zur Antwort. »Dafür reicht's vielleicht.« Er ließ sich ein Schreibgerät geben und schrieb mühelos *Yoyo Ya Simba* unter sein Bildnis.

Nino, der mit den anderen Kindern des Dorfes während der Trockenzeit zu einem Wanderlehrer in die Schule ging, unterschrieb ebenfalls, wobei er sich wunderte, sein Foto vom Ngori in einem sorg-

fältig ausgefüllten, abgestempelten Heftchen wiederzusehen, auf dem *Reisepaß* stand.

»Schön.« Der Weißhaarige nahm die Pässe von Yoyo und Nino an sich und verwahrte sie mit den anderen Blättern. »Und nun wird das Nashorn in den Schuppen gebracht, durch Tor Nummer zwei.«

Der Fahrer kannte sich offenbar aus; denn kaum hatten die anderen die Ladefläche beziehungsweise die Kabine erklettert, fuhr er los und am Flughafengebäude vorbei bis zu einer bewachten Pforte in der meterhohen Umzäunung.

Die Abfertigung hier ging erstaunlich rasch vonstatten. Der Weißhaarige reichte dem Chef des Wachpostens ein zusammengefaltetes Stück Papier, dem der mit dem Geschick eines Zauberkünstlers einen Geldschein entnahm und das er, versehen mit einem Stempel, zusammengefaltet zurückgab. Ein lässiger Wink, und das rostige Tor öffnete sich quietschend.

Der Frachtgutschuppen, eine gewaltige Halle, befand sich in der Nähe des Tores und wurde gleichfalls bewacht. Beim Überprüfen der Papiere wechselte wiederum ein Geldschein den Besitzer. Dann bestieg einer der Uniformierten ein Gerät, einen »Gabelstapler«, und hob damit den Käfig samt Rhino behutsam von der Ladefläche.

Unterdessen sah sich Nino, soweit das beim Licht zweier vom Dach herabhängender Lampen möglich war, in der Halle um. Übereinandergestapelte Kisten an der einen Wand, ein Stapel Säcke an der anderen, dazwischen reichlich leerer grauer Betonboden und in der Luft der Geruch nach Gärung, Schimmel und Staub. Hier sollte Rhino übernachten?

Weshalb er nur die ganze Zeit schon so still war? Er hatte doch sicher Durst und Hunger!

Bevor der Lastwagen wegfuhr, zurück zum Tor und davon in die Nacht, holte Nino die welk gewordenen Giraffen-Stengel von der Ladefläche und legte sie neben den Käfig, um sie später an Rhino zu verfüttern.

Der Weißhaarige nickte anerkennend. Er war gerade dabei, vom Reservatswächter noch immer wie von seinem eigenen Schatten begleitet, sich für die Nacht zu verabschieden. Zuvor hatte er Rhino, der seit der Fahrt durch die Stadt, der Fahrt über Asphalt, in dumpfe Trägheit versunken schien, nachdenklich gemustert und dem Wachmann des Schuppens Geld für Futter und Wasser gegeben.

»Und wir?« erkundigte sich Yoyo jetzt auf englisch. »Der Junge und ich brauchen doch auch was zu essen und zu trinken und ein Nachtquartier.«

»Stimmt«, pflichtete der Weißhaarige bei und zog einen weiteren Schein aus der Tasche seines schweißfleckigen Safarihemdes. »Speisen und Getränke gibt's vorn im Restaurant. Ich Sorge dafür, daß man euch dort am Tor raus- und wieder reinläßt.«

»Und eine Unterkunft?« fragte Yoyo.

»Schlafen könnt ihr hier«, sagte der Weißhaarige. »Es wird eh eine kurze Nacht. Und nicht vergessen: Verladung morgen früh halb sechs. Das heißt, ihr müßt spätestens um fünf abflugbereit sein. Klar?«

Yoyo nickte unwillig.

Die Nacht vor dem Flug

Am nächsten Morgen, kurz vor halb sechs, lief Nino vor dem Frachtgutschuppen des Flughafens auf und ab. Auch der Weißhaarige, samt Gepäck aus seinem Hotel von einem Taxi hergebracht, wartete mit wachsender Ungeduld. Nur Yoyo fehlte.

Nino hatte ihn zuletzt am Abend vorher gesehen, in einem Lokal an der Straße zur Stadt. Dorthin war Yoyo mit ihm gegangen, nachdem sich herausgestellt hatte, daß im Flughafenrestaurant nur europäisches Essen zu kaum erschwinglichen Preisen zu haben war. Außerdem hatten die Kellner Yoyo und Nino, ihre Landsleute »aus dem Busch«, ziemlich geringschätzig behandelt.

In jenem Lokal wurden die beiden zwar auch nicht gerade freundlich begrüßt, als Yoyo aber den Geldschein, den der Weißhaarige ihm gegeben hatte, aus der Hosentasche holte und glattstrich, brachte man zu essen und zu trinken. Zwei Ange-trunkene rückten näher und schlugen Yoyo auf die Schulter.

Nino war das alles nicht ganz geheuer. Außerdem sorgte er sich um Rhino und bereute längst, daß er

mitgekommen war und nicht einfach etwas Fleisch und gekochten Maniok von seinem Reiseproviant gegessen hatte.

»Ich geh jetzt«, erklärte er, nachdem er ein paar halbgare Bataten mit klebrig-süßer Cola herunter-gespült hatte.

»Wie du willst«, erwiderte Yoyo. »Und nicht vergessen«, äffte er den Weißhaarigen nach: »Verladung morgen früh halb sechs!«

Die Wachposten hatten offenbar Anweisung, den Jungen hereinzulassen. Ein Uniformierter brachte ihn sogar zum Frachtgutschuppen.

Die Giraffen-Stengel, das sah Nino sofort, staken unbeachtet oder zerquetscht zwischen den Stäben des Käfigs, wo Nino sie vor dem Aufbruch mit Yoyo durchgesteckt hatte. Beim Gatter vorn, ähnlich dem, das hinter Rhino herabgestürzt war, entdeckte Nino jetzt einen zerbeulten Blecheimer. Auf dem Betonboden davor war eine Pfütze.

»Ich wollte ihn tränken«, erzählte der Wachmann. »Ich hatte extra von einer Zapfstelle draußen Wasser hergeschleppt, aber das ist ja ein Untier, ein Dämon! Wenn nicht die Falltür gewesen wär, er hätte mich glatt zerstampft.«

»Getrunken«, vergewisserte sich Nino, »hat er also nicht?«

»Wie denn?« erwiderte der Wachmann. »Er ist doch, kaum daß ich das Gatter hochgeschoben hatte, auf mich und den Eimer losgestürzt!«

»Aber er muß getränkt werden!«

»Klar. Bloß wie?«

Das fragte sich auch Nino.

Er trat an den Käfig heran und steckte die Hand durch eine Lücke zwischen den Stäben.

»Vorsicht!« rief der Wächter.

In der Tat wirkte Rhino unruhig, gereizt, und selbst im trüben Schein der Lampen waren die Maden auf seiner Haut zu erkennen. Schlimmer aber war der Gestank, der von seinen Ausscheidungen aufstieg.

»Wir müssen den Käfig säubern«, sagte Nino.

»Müssen?« protestierte der Wächter. »Gar nichts müssen wir bei diesem Teufel.«

»Gut«, beschwichtigte ihn Nino, dem eine Idee gekommen war. »Wir sollten's versuchen.«

»Und wie, bitte?«

Statt eine Antwort zu geben, fragte Nino: »Wo ist diese Zapfstelle?«

»Na, draußen, drüben am Zaun.«

»Und dort fließt Wasser?«

»Wenn du an dem Rad drehst, ja. Eigentlich ist das Wasser nur für die Feuerwehr, für ihre Lösch-

wagen. Aber weil ich mit den Zollposten gut dran bin, darf auch ich Wasser entnehmen.«

»Zollposten?«

»Na, die am Tor zwei.«

»Schön«, sagte Nino, und dann bat er den Wachmann, das Schuppentor weit aufzumachen.

»Weshalb das?«

»Sie werden gleich sehn . . .«

Nino hatte unterdessen Rhino, wie es schien, beruhigt. Dennoch kraulte er ihn noch eine Weile zwischen den Ohren, wobei er begann, beschwörend auf ihn einzureden. Und er sprach weiter, die Stimme besänftigend, selbst als er die Hand zurückgezogen hatte und mit Unterstützung des Wächters das Gatter vorn am Käfig hochschob und befestigte.

»Komm!« lockte er dann und zerrieb vor der Nashorn-Nase eine Giraffen-Stengel-Dolde. »Rhino, komm! Es ist Nacht, und zur Nachtzeit mußt du deinen Durst und deinen Hunger stillen. Vielleicht kannst du dich sogar suhlen und dir vor den Plagegeistern auf der Haut ein wenig Linderung verschaffen. Also komm, Rhino, komm!«

Und das Nashorn folgte der lockenden Stimme, folgte der doldenduftenden Hand. Die faßte, kaum war der Kopf aus dem Käfig, nach einem der Ohren, und während die Stimme weiterhin lockte und der

Wachmann starr, die Augen aufgerissen, zusah, lotste Nino das Nashornkalb an ihm vorbei und durch das weit offene Tor über Beton und durch kniehohes, nachtkühles Gras hinüber zur Zapfstelle.

Über dem Land stand der Mond, und nicht nur beim Zollposten am Tor zwei, auch im Hauptgebäude des Flughafens ging es anscheinend hoch her. Offenbar war eben eine Maschine gelandet, so daß sich nun auch noch das Rollfeld belebte.

In Sichtweite des Personals und der Passagiere, zu erkennen selbst von der Besucherterrasse des Flughafengebäudes und in unmittelbarer Nähe der Zollbude am Tor Nummer zwei, wurde zu dieser Nachtstunde ein Nashornkalb von einem zwölfjährigen Jungen aus einem Hydranten getränkt und bespritzt. Und schließlich suhlte es sich in der Pfütze, die sich an der Zapfstelle gebildet hatte.

Proteste oder gar ein Verbot gab es nicht. Erst, als Nino beim Schein des Mondes Rhino zwischen Zapfstelle und Zollbude auf die Weide geleitete, kamen die Zöllner näher, guckten und lachten.

Gestaunt hatte auch der Wachmann des Frachtgutschuppens, doch nicht nur das. Als Nino Rhino zurück in die Halle führte, fand er den Käfig gesäubert vor und den Wächter damit beschäftigt, ein



Stück des Betonbodens für die Hilfsgüter aus Europa, die erwartet wurden, zu fegen.

Und dann war Rhino, getränkt und gesättigt, wieder im Käfig untergebracht, und Nino hatte auf die Wunde ein neues Pflaster aus Giraffen-Stengel-Brei gepappt. Hier in der Halle war man bereit, die

Hilfsgüter aufzunehmen und als Fracht für den Rückflug Rhino samt seinen Begleitern zu verladen.

Für den Rest der Nacht machte es sich Nino gleich dem Wächter auf den Säcken an einer der Wände bequem.

Daß er Stunden später, gewaschen und gestärkt, draußen auf und ab laufen würde, der Panik nah – daran hätte er selbst im Traum nicht gedacht.



In letzter Minute

Die Maschine, die Hilfsgüter bringen und Rhino samt Anhang mitnehmen sollte, landete pünktlich halb sechs, und während sie noch ausrollte, verkündete der Weißhaarige: »So, jetzt geht's los.«

»Und – Yoyo?« fragte Nino, obwohl ihm vor der Antwort graute.

»Der ist nicht da, wie du siehst«, erwiderte der Weißhaarige in seinem komischen Tawana. »Also müssen wir ohne ihn fliegen. Doch, wir müssen, und wir werden.«

Nino schluckte. Wie ein Ertrinkender nach einem Strohalm greift, erkundigte er sich: »Schaffen die's überhaupt bis kurz nach sechs?«

»Und ob!« versetzte der Weißhaarige. »Das ist nur ein Zwischenstop. Viel zu verladen gibt's hier nicht. Wirst sehen, wie rasch das geht.«

Und dann, wohl nach einer Schrecksekunde, rief er: »He! Wohin?«

»Yoyo suchen«, stieß Nino, ohne sich umzublicken, hervor.

»Bist du verrückt?«

Kann sein, ging es ihm durch den Kopf. Er wußte

selbst, daß es kaum möglich war, Yoyo zu finden, noch dazu in so kurzer Zeit. Aber erst gar nicht nach ihm zu suchen erschien ihm undenkbar. Schließlich hatten die Ältesten des Dorfes Yoyo zu seinem Begleiter bestimmt, und ein Beschluß der Ältesten war Gesetz.

Ob der Weißhaarige das ahnte? Oder hatte er sich achselzuckend damit abgefunden, daß Nino weg-lief? War er entschlossen, Rhino notfalls allein mit-zunehmen, ohne Betreuer?

Selbst das hätte Nino jetzt nicht zum Umkehren gebracht. Eher bereute er, so lange gewartet zu haben, erst im letzten Moment losgelaufen zu sein, und ein wenig befürchtete er, am Tor nicht durchge-lassen zu werden.

Die Zollwächter aber – dieselben wie schon ges-tern abend – nickten ihm nur übernächtigt zu.

Die Straße vom Flughafen stadteinwärts, an der das Lokal lag, führte ein Stück durch Ödland. Rechts und links, hinter den Lichtkreisen einzelner Laternen – Gestrüpp und Unrat und Hütten, die vermutlich alle paar Tage von Ordnungshütern ab-gerissen und jeweils kurz danach von zugewander-ten Obdachlosen wieder errichtet wurden.

Gestern abend mit Yoyo – und dann auf dem Rückweg allein – hatte Nino das Ödland hastig

durchquert, und auch jetzt wollte er daran vorbei-eilen. Noch immer hoffte er, Yoyo am Ende dieser Geisterstrecke in jenem Lokal zu finden.

Laute seitab ließen ihn stocken. Dort, sah er, kläfften zwei Hunde einander an, und erst jetzt fiel ihm auf, daß Straßenköter hier offenbar eine Selten-heit waren.

Und dann verschlug es ihm den Atem. Die beiden – sie stritten sich um etwas am Boden, und das war zweifelsfrei ein Mensch, ein Mann.

Tot, schoß es Nino durch den Kopf, und sofort dachte er: Yoyo... Er war es, war es tatsächlich, und wie er aussah!

Nino, der nicht hätte sagen können, woher er den Mut genommen hatte, loszustürzen, ohne sich vor den Hunden in acht zu nehmen – er sprang von der Fahrbahn herab, über einen Graben hinweg und durch verfilztes Gras. Dann stand er über Yoyo gebeugt, starrte auf das Blut an der Stirn, auf das zugeschwellene, blutverkrustete rechte Auge, auf den nackten Oberkörper.

Yoyo – ausgeraubt und erschlagen?

Nino griff nach der Schulter, rüttelte Yoyo. Der stöhnte, war also nicht tot, roch aber – auch das war unverkennbar – nach Schumm-Schumm.

»He, wach auf! Yoyo, komm zu dir!«

Es dauerte, bis sich das linke Auge – das linke allein – geöffnet hatte. Dann aber, rascher, als Nino zu hoffen gewagt hatte, richtete sich Yoyo auf. Er stöhnte, faßte in seine Hosentaschen, begann zu fluchen. »Diese Hyänen, dieses Lumpenpack! Lauern einem auf und – oh, mein Schädel!«

»Komm«, drängte Nino. »Komm, Yoyo! Das Flugzeug wartet nicht.«

»Flugzeug?«

»Ja doch!«



Da endlich kam Yoyo zur Besinnung. Er seufzte. »Wenn das die Ältesten hören...«

»Sie werden nichts erfahren«, beeilte sich Nino zu versichern. »Nicht, wenn wir das Flugzeug erreichen. Wenn's aber weg ist, ohne uns, wenn wir unverrichteterdinge heim müssen...«

Allein diese Vorstellung war für Yoyo entsetzlich. Er rannte los, trotz seines Zustandes so schnell, daß Nino kaum folgen konnte. Keuchend erreichten die beiden Tor zwei, wo der Zollposten der Nacht gerade abgelöst wurde.

War das Flugzeug noch da? Hatte man auf Nino und Yoyo gewartet? Und die Zöllner, altbekannte wie neugierige neue – weshalb guckten sie so?

Ihr Interesse galt offenbar ausschließlich Yoyo, genauer: seinem Gesicht. In einer Mischung aus Wißbegier und Schadenfreude erkundigten sie sich: »Wie ist denn das passiert?«

»Ein Trupp von Strolchen«, gab Yoyo keuchend zur Antwort. »Halunken, denen mein Hemd gefallen hat. Aber entschuldigt, wir müssen zum Flugzeug.«

»Geht nur!« erwiderten die Zöllner. Und einer fügte hinzu: »Da habt ihr Glück, daß euer Nashorn Sperenzchen macht. Sonst wären sie längst abgeflogen, ohne euch.«

Rhino – der Retter aus höchster Not?

Einen Moment lang glaubte Nino, der Zöllner habe sich was ausgedacht, doch dann, nach dem Passieren des Tores, sah er im aufkommenden Tageslicht, daß man bei der Maschine tatsächlich noch mit dem Verladen des Käfigs beschäftigt war. Über das Rollfeld herüber drang Gepolter, Geschrei.

»Da hätten wir nicht so zu rennen brauchen«, sagte Yoyo.

Nino erwiderte nichts, zumal ihm auffiel, wie erschöpft Yoyo wirkte.

»Komm«, bat er, »wasch dir wenigstens das Blut ab!«

Er führte ihn zum Hydranten, und erst danach gingen sie hinüber zu der Maschine, wo sich Rhino, als er Ninos Stimme hörte, eine Weile noch toller als zuvor gebärdete.

»Gib Ruhe, Rhino! Rhino, beruhige dich! Sanft, Rhino, sanft! Ich bin doch wieder da, bin zurückgekommen...«

»Unerhört!« schimpfte unterdessen der Weißhaarige. »Wir haben schon eine Viertelstunde Verspätung. Was das kostet!«

Dann aber geschah, was wohl der eine und der andere von den Umstehenden als Wunder ansah: Rhino beruhigte sich, ließ sich von Nino kralen

und samt Käfig mit Hilfe des Gabelstaplers, ohne auszukeilen, ohne länger zu wüten, durch eine offene Luke in den Leib der Transportmaschine hieven.

Nino war dabei Rhino nicht von der Seite gewichen, und erst als man begann, den Käfig im Frachtraum des Flugzeuges festzubinden, warf er einen Blick hinaus.

Dort lagen noch Ballen und Säcke – offenbar die Hilfsgüter, die von der Maschine gebracht worden waren, zumindest ein Teil davon. Einige der Säcke waren beim Entladen geplatzt. Getreidekörner rieselten heraus. Auch zwei, drei der Ballen hatten beim Herauswerfen Schaden genommen oder waren auf ihrem langen Weg hierher beschädigt worden. Aus Schlitzern in der Verpackung quollen Kleidungsstücke.

An einer solchen Öffnung machte sich gerade der Weißhaarige zu schaffen. Er zog ein buntes Hemd heraus, stopfte etwas zurück und förderte dann noch ein kariertes Jackett und zwei dunkle Mäntel zutage. Hemd und Jackett warf er Yoyo zu, der beides mit sichtlichem Unbehagen auffing.

Inzwischen hatten die Ladearbeiter den Käfig festgezurt und den Frachtraum verlassen. Nino, unschlüssig, ob er ihnen folgen sollte, hörte, daß ein

Flughafenbeamter Yoyo in Befehlston anwies, hoch in den Frachtraum zu klettern. Er sah, daß Yoyo der Anweisung verdrossen nachkam.

Der Weißhaarige ging indessen zu einer Gangway, die vermutlich zu einer Passagierkabine führte.

»Was denn?« fragte Nino. »Sollen wir etwa hier im Frachtraum bleiben?«

»Wo sonst?« erwiderte der Beamte unwirsch. »Und festschnallen vor dem Start und vor der Landung, dort auf der Bank an der Wand! Verstanden?«

Nino nickte, und dann verfolgte er mit einiger Beklemmung, wie sich die Ladeluke, durch die längst Tageslicht hereindrang, langsam schloß.

Tunnel mit Klappe

Das Fliegen war gar nicht so schlimm, wie Nino befürchtet hatte. Zwar gelangte kein Lichtstrahl in den Frachtraum des Flugzeuges, aber an der tunnelförmig gewölbten Wand brannte ständig eine Lampe, und die Luft wurde bald angenehm kühl.

Ob wir schon in Europa sind, weil's so kalt wird? überlegte Nino.

Yoyo, den er fragte, knurrte nur. Er hatte das Jackett zu einem Kopfkissen geformt und sich an einer der Wände des Tunnels auf den Boden gelegt, unmittelbar unter Klappsitzen mit Gurten zum Anschlallen. Dort ruhte er sich von Umbili aus, stöhnte mitunter, döste.

Auch Rhino machte einen gedämpften Eindruck. Bei ihm wirkte wohl die Betäubung nach, die ihm der Weißhaarige kurz vor dem Verladen verabreicht hatte. Nur zum Urinieren und zum Absetzen von Kot langte es bei Rhino noch.

Da es kühl war, störte der Geruch Nino nicht sonderlich. Im übrigen hatte es bald nach dem Start eine erfreuliche Überraschung gegeben. Da war am Tunnel vorn eine Klappe geöffnet worden, und eine



freundliche Frau, die anscheinend zur Besatzung des Flugzeuges gehörte, hatte zwei Schalen, eine für Nino, eine für Yoyo, hereingereicht. In jedem dieser Behältnisse waren ein Pappbecher mit Cola, ein Napf voll Reis und zerkochten Fleischbröckchen,

eine Banane und ein weißes zusammengefaltetes Stück Papier.

Das sei für sie beide, bedeutete die Frau überflüssigerweise, und dann zeigte sie Nino einen Knopf neben der Klappe und erklärte gestenreich, wenn sie gegessen hätten oder wenn irgendwas nicht in Ordnung sei, wenn das Nashorn Schwierigkeiten mache oder er, Nino, etwas haben wolle, vielleicht einen zweiten Becher Cola oder noch ein wenig Reis, brauche er bloß auf den Knopf zu drücken. Sie bemerke das vorn und komme her. Ob er verstanden habe?

Nino nickte eifrig, wobei er bedauerte, so wenig Englisch zu können. Er nahm sich vor, alle Worte, die er von Yoyo oder von sonstwem aufschnappen würde, sich so schnell wie möglich einzuprägen.

Der Reis und die Fleischbröckchen schmeckten nicht schlecht, und die Cola war bald getrunken. Eine Weile kämpfte Nino mit der Versuchung, auf den Knopf zu drücken, und sei's nur, um das Gesicht der freundlichen Frau noch einmal zu sehen und ihre Stimme wieder zu hören.

Er unterließ es, hatte sie doch gesagt, er solle das Signal geben, sobald sie beide, Nino und auch Yoyo, gegessen hätten. Yoyo aber schlief so fest, daß sein Schnarchen selbst beim Lärm der Flug-

zeugmotoren zu hören war. Als Nino versuchte, ihn zum Essen zu wecken, hatte er derart ungehalten reagiert, daß Nino den Versuch rasch aufgab.

Seitdem grübelte er und lauerte auf einen Grund für das Signal. Rhino machte zwar Mist und Gestank, jedoch keineswegs Schwierigkeiten. Und wegen einer zweiten Cola den Knopf zu drücken oder wegen einer weiteren Reisportion wagte Nino nicht. Die Banane wollte er aufheben als Vorrat, weil die Reste seines Reisproviantes beim Durcheinander vor dem Abflug abhanden gekommen waren.

Hätte der Frachttunnel wenigstens ein Fenster! dachte er plötzlich. Dann könnte ich hinausschauen und das Land, das dort unten liegt, betrachten.

Irgendwann war er wohl eingeschlafen, denn plötzlich schreckte er auf. Das Motorengeräusch war anders geworden, gedämpfter, und nun verstummte es nach kurzem Aufheulen gänzlich.

Totenstille. Auch das Vibrieren der Maschine und das Geholper hatten aufgehört. Nichts rührte sich mehr, nicht einmal Rhino oder Yoyo.

Dann erlosch das Licht an der Tunneldecke, mit ihm eine Schrifftafel über der Klappe vorn. Finsternis, schwärzer als in der dunkelsten, unheimlichsten Nacht daheim.

Nino schrie nicht. Plötzlich schweißnaß, in Atemnot und mit pochendem Herzen, tappte er vor zur Futterklappe, tastete nach dem Signalknopf und drückte darauf.

Nichts zu hören, kein Signal, überhaupt nichts, obwohl dort vorn doch Leute sein mußten, die freundliche Frau und der Pilot, der Weißhaarige. Weshalb reagierten sie nicht? Was war passiert?

Gepackt von Panik, begann Nino gegen die Klappe zu hämmern. Hinter ihm wurde Yoyo wach und fing an zu fluchen, und auch Rhino regte sich in seinem Käfig.

Endlich wurde die Klappe aufgerissen. »Was ist denn los? Bist du verrückt geworden?«

Die Frau wirkte keinesfalls mehr freundlich, und auch der Weißhaarige, der mit herbeigeeilt war, schien verstimmt. Immerhin veranlaßte er, daß das Licht an der Tunneldecke wieder anging.

»Wir sind hier in Lali«, erklärte er dann. »Ein Flughafen in Westafrika, ein Rastplatz auf unserem Weg nach Europa. In Nordafrika werden wir noch einmal zwischenlanden und Treibstoff tanken. Eigentlich müßten wir dabei alle das Flugzeug verlassen, doch das würde die Verspätung, die wir seit Umbili haben, vergrößern und zusätzlich Gebühren kosten.«

Er brach ab und schnupperte durch das Loch, das beim Öffnen der Klappe entstanden war. »Ein wenig lüften und mal wieder ausmisten wär sicher gut. Na, ihr werdet es schon aushalten«, sagte er und schloß die Futterklappe.



Weißer aufgewirbelter Sand

Die letzte, endgültige Landung erfolgte am späten Nachmittag, doch dort, wo die Maschine diesmal ausrollte, herrschte schon Dunkelheit. Ein Vorwinterabend irgendwo in Europa.

Als sich die Ladeluke nach den reichlich zwölf Stunden, die seit Umbili vergangen waren, wieder öffnete, bemerkte Nino als erstes einen frischen Luftzug, der sich rasch als eisiger Hauch entpuppte. Draußen hatten sich Männer in Pelzmützen und dicken orangefarbenen Jacken eingefunden, und neben Wagen und einem Gabelstapler schwebte im Licht eines Scheinwerfers etwas, das Nino für weißen aufgewirbelten Sand hielt.

»Kalt«, stellte Yoyo fröstelnd fest.

»Zieht endlich die Mäntel an!« rief der Weißhaarige, der, gleichfalls in einer bauschigen Jacke, draußen vor der Ladeluke erschienen war.

Mäntel? – Ach ja, die Kleidungsstücke, die er in Umbili aus den aufgeschlitzten Ballen der Hilfsgütersendung gezogen und während der Zwischenlandung in Nordafrika durch die Futterluke gereicht hatte. Es waren zwei, und beide hatten vermutlich

jeweils einer mittelgroßen, beleibten Dame gehört. Jedenfalls war der etwas kleinere Mantel Nino zu weit und der etwas größere Yoyo über Hemd und Jackett entschieden zu eng. Nino und Yoyo hatten beschlossen, sich nicht zum Affen machen zu lassen und diese Kleidungsstücke niemals zu tragen. Nun aber schlüpften beziehungsweise zwängten sie sich hastig hinein.

Da es nach Nordafrika empfindlich kühl geworden war, trug Nino außer seinen Sandalen Gebilde, die ihnen der Weißhaarige mitsamt den Mänteln ausgehändigt hatte. Sie hießen, wie Yoyo erklärte, »Socken« und waren mit dem Symbol der Fluggesellschaft bedruckt, der die Frachtmaschine gehörte. Nino hatte sein Paar mit dem weißen weichen Papier gepolstert, das zu jeder Mahlzeit serviert wurde, und weil Yoyo sich weigerte, solche Affensäcke überzuziehen, auch dessen Paar übergezogen. Derart gerüstet, betraten sie nun den Beton eines europäischen Flughafens: Nino in doppelten Socken und Bastsandalen, Yoyo barfuß in Turnschuhen, einem Mitbringsel von einer seiner legendären Auslandsreisen.

Für Nino war es die erste Berührung mit einem Stück Erdboden außerhalb des Tawanalandes, und sie bescherte ihm gleich eine Überraschung: Was da



weiß in der Luft herumgewirbelt wurde, war nicht körnig wie Sand, sondern weich und federleicht.

»Schneeflocken«, sagte der Weißhaarige, und da

Nino offenbar nicht verstand, fügte er erklärend hinzu: »Gefrorene Wassertropfen. Wenn's sehr kalt wird wie jetzt im Winter, erstarrt das Wasser zu Schnee und Eis. Im Tawanaland, wo's immer warm ist, gibt es das nicht; die Tawanasprache hat nicht einmal ein Wort dafür.«

Nino nickte fröstelnd. Auch sein Vater hatte von der Kälte in Europa gesprochen. Daß die aber sogar das lebendige Wasser erstarren ließ...

Inzwischen war der Gabelstapler an die Luke des Flugzeuges herangefahren, und die Männer in den orangefarbenen Jacken hatten begonnen, den Käfig mit dem unruhig gewordenen Rhino auszuladen. Rufe wurden laut, wohl Bemerkungen zum Geruch, zum Gestank – Bemerkungen in einer Sprache, die anders klang als Englisch.

»Rhino wird frieren«, sagte Nino zu dem Weißhaarigen.

»Keine Sorge«, erwiderte der in einer Mischung aus Tawana und Englisch. »Wir schützen ihn mit Wolldecken und Stroh und bringen ihn so schnell wie möglich in ein warmes Haus unserer Farm. Euch übrigens auch.«

In der Tat versuchten die Männer, kaum stand der Käfig auf dem Beton, Rhino zwischen den Stäben hindurch Decken überzuhängen. Vergebens, und

diesmal half im durchdringenden Wind selbst Ninos Zureden nichts. Schließlich stopften die Männer Stroh durch die Lücken und warfen die Decken drüber, bevor sie den Käfig samt dem rumorenden Rhino auf die überdachte Ladefläche hievten.

»Ab geht's!« rief einer von ihnen und stieg in die Fahrerkabine. Nino und Yoyo wollten zu Rhino klettern, doch der Weißhaarige dirigierte sie zu einem zweiten Fahrzeug. »Hier herrschen andere Verhältnisse als in Umbili«, sagte er. »Wir müssen durch die Einreise, wie sich's gehört.«

So kam es, daß Nino und Yoyo mit dem Weißhaarigen in einem Bus, groß genug, alle ihre Anverwandten aufzunehmen, das kurze Stück zum Flughafengebäude gefahren wurden, während die Männer den protestierenden Rhino auf der Ladefläche eines anderen Gefährts zu einem Ausgang, ähnlich Tor zwei am Flughafen von Umbili, transportierten.

Im Empfangsgebäude dauerte es eine Weile, bis Nino, Yoyo und der Weißhaarige, die einzigen Einreisenden zu dieser Abendstunde, eine Sperre passieren durften. Doch hier war es warm, und Nino atmete auf, obgleich ihm nicht entging, daß der Weißhaarige in ihrer Nähe die Luft anhielt.

»Wo sind wir eigentlich?« erkundigte sich Yoyo bei ihm.

»Na, in Europa«, gab der Weißhaarige lächelnd und zögernd zur Antwort.

»Europa ist groß«, wandte Yoyo ein. »Wie heißt das Land, wie die Stadt?«

»Die Namen«, erwiderte der Weißhaarige ausweichend, »würden euch vermutlich nicht viel sagen. Hier kennt ja auch kaum jemand das Tawana-land oder Umbili, und das ist immerhin eure Hauptstadt. Aber entschuldigt bitte, wir müssen gehen.«

»Komisch«, sagte Nino leise, während sie zur Sperre gingen, unsicher, ob er den Sinn des Gesprächs richtig erfaßt hatte. »Warum sollen wir nicht wissen, wo wir sind?«

Yoyo nickte. »Ja, seltsam. An der Sache ist irgendwas faul; das schwant mir seit langem. Möchte bloß wissen, was.«

An der Sperre zeigte der Weißhaarige seinen Paß und die neuen Pässe von Yoyo und Nino vor. »Meine Gäste«, erklärte er und wies auf die beiden.

Der Mann hinter dem Schalter musterte die drei. Dann drückte er Stempel in Yoyos und in Ninos Paß. »Touristenvisum«, sagte er dabei.

Danach gab es einen weiteren Aufenthalt. Wieder mußte der Weißhaarige Papiere vorzeigen. Nino sah, daß ihm Schweißtropfen auf der Stirn standen. Er begriff nur, daß es um Rhino ging.

Durch eine Glastür gelangten sie schließlich in den nächsten Raum, eine Halle. Ein Mann, der Nino wie ein Riese vorkam, stürzte dem Weißhaarigen entgegen. »Endlich!« rief er. »Ich dachte schon, sie machen Schwierigkeiten, weil... Es gibt wieder mal Stunk.«

»Wieso?« fragte der Weißhaarige. »Es ist doch alles okay. Papiere vom Besten.«

Der andere sah sich um und streifte mit dem Blick auch Nino, ohne daß der den Eindruck hatte, bemerkt zu werden. »Die verdammten Tierschützer«, sagte er gedämpft. »Sie haben Wind bekommen, daß ein Nashorn eingeflogen wird. Die Gruppe, mit der wir schon beim letztenmal Ärger hatten.«

»Verstehe«, murmelte der Weißhaarige. Dann besann er sich offenbar. »Übrigens, das sind unsere afrikanischen Helfer, die beiden Tawana, von denen ich gefaxt habe. Yoyo und Nino ya Simba. Und das«, stellte er vor, »ist Doktor Snyder, der Chef unserer Firma.«

»Willkommen!« erklärte dieser und streckte die Arme aus. Herzlich, als begrüße er heimkehrende Brüder, fuhr er fort: »Schön, daß ihr die Mühsal der langen Reise auf euch genommen habt, um uns zu helfen, das Nashornkalb aus dem Ngori-Reservat hier einzugewöhnen und auf seine Aufgaben vorzu-

bereiten. Leider bin ich eurer Sprache nicht mächtig, habe mir aber vor Jahren in Ostafrika ein wenig Kiswahili angeeignet. Mit diesen Brocken und vor allem mit Hilfe unseres Chef-Beschaffers, des euch bereits gut bekannten Mister Schmidt, werden wir, denke ich, schon klarkommen.«

Der Weißhaarige, der also Mister Schmidt hieß, hatte die Ansprache, soweit er dazu in der Lage war, übersetzt und sich dabei lachend als »kleiner Chef« bezeichnet. Das und die gesamte Begrüßung fand Nino seltsam, doch fühlte er Yoyo und sich durch die Worte des Doktors auch ein wenig geehrt.

Yoyo schien gleichfalls besänftigt, und selbst an den »Affenfellen«, wie er die Mäntel nannte, nahm er anscheinend keinen Anstoß mehr. Würdevoll verließ er mit den anderen die Halle und schritt zu einem abseits geparkten Auto, einem großen Personenwagen.

Vom Käfig mit Rhino keine Spur, wie Nino besorgt feststellte.

Das Nashornkalb sei schon weggebracht worden, erklärte Doktor Snyder. »Klar, bei dieser Kälte. Wahrscheinlich wartet es bereits im Warmen auf uns.«

Wie Früchte am Baum

An diese nächtliche Fahrt und an die erste Zeit danach sollte sich Nino später wie an einen Traum erinnern, und womöglich hatte er manches von dem, was ihm in Erinnerung blieb, tatsächlich geträumt.

Da war zunächst das Auto, das mit Schnee bedeckt vor dem Flughafengebäude stand. Weiß sah es aus, und auch alles andere im Lichtkreis von Laternen, die Straße, der Gehweg, weitere Autos und selbst ein Zaun, hatten sich mit einer dicken Schneeschicht geschützt.

Doktor Snyder und Mister Schmidt fegten und kratzten die Fensterscheiben des Autos frei, und Nino, der zusammen mit Yoyo dabei half, bemerkte mit Erstaunen, daß der Schnee unter seinen Händen zu brennend kaltem Wasser wurde.

Dann saß er neben Yoyo auf einer gepolsterten Bank im Wagen, und Doktor Snyder, der das Auto lenkte, unterhielt sich mit Mister Schmidt. Es war anheimelnd warm, irgendwoher kam fremdartige Musik, und einer Kiste hinter der Sitzbank entstieg ein Duft, wie ihn welkende Gräser am Ende der

Regenzeit und die dampfenden Leiber von Tieren verbreiten.

Nino hatte die Augen weit geöffnet, hielt Ausschau, lauschte und trank die Eindrücke mit allen Sinnen. So geschah es, daß er Bilder der Stadt wahrnahm, die draußen vorüberzogen, Musik, wie sie wohl zu einer solchen Stadt gehörte, und zugleich jenen Duft als Gruß von daheim. All das durchdrang einander, wirkte zusammen, schuf für die Dauer dieser Fahrt etwas Einmaliges und Wunderbares.

Dann war die Stadt offenbar durchquert, und das Auto bog auf eine Landstraße ein. Unter dunklem Himmel ging es zwischen weißen flimmernden Flächen zu einer kleineren Ortschaft und am Ende des Dorfes über einen Fahrweg zu einem Gelände mit einem bewachten Tor in einem hohen Zaun.

Vorn zwischen flachen Häusern auf einem verschneiten Platz stand ein merkwürdig gleichförmiger Baum, der über und über mit Lichtern bestückt war.

Träumte Nino, oder gab es das tatsächlich: Lichter wie Früchte an einem Baum? Hatte er nicht kleinere Bäume dieser Art in den Straßen der Stadt und in dem Dorf eben gesehen? Was waren das für merkwürdige Gewächse?

Er kam nicht dazu, sich zu erkundigen, denn nun hielt das Auto vor einem erleuchteten Gebäude an. Kaum waren die Motorgeräusche verstummt, hörte man Gebrüll und Geschrei.

War das nicht Rhino, der brüllte? Trieb er etwa das Transport- oder das Empfangspersonal zur Verzweiflung?

Der Doktor runzelte die Stirn. »Scheint ein Querkopf zu sein, unser Nashornkalb«, sagte er, an niemanden direkt gewandt, bevor er zu dem Gebäude eilte.

Mister Schmidt, Nino und Yoyo folgten ihm, Nino gelassen und heiter. Sollte Rhino ruhig brüllen! Das paßte gut zu den Lauten aus Busch und Savanne, die aus anderen Ställen des Farmgeländes drangen.

Dann aber verflüchtigte sich seine heitere Stimmung, und Nino erschrak geradezu über Rhinos Zustand. Nicht nur aus der alten Wunde an der Flanke, auch aus neuen Verletzungen, vermutlich Scheuer- oder Stoßstellen, sickerte Blut. »Und ich hab die Giraffen-Stengel vergessen!« rief er.

»Giraffen-Stengel?« erkundigte sich der Doktor.

Der Weißhaarige erklärte ihm, was gemeint war, und der Doktor murmelte: »Interessant. Dem müßte man direkt mal nachgehn.«

Vorerst aber behalf er sich mit einheimischer Medizin: Er pinselte aus einer Flasche, die einer seiner Gehilfen gebracht hatte, roten Farbstoff auf die Wunde und auf die anderen blutigen Stellen.

Da Rhino, noch immer im Käfig, von dieser Behandlung nicht sonderlich entzückt schien, rief der Doktor beruhigend: »Brav, Nashörnchen, brav!«

Nino wiederholte diese Worte in der fremden Sprache, die ihm gut von der Zunge ging.

»Da kannst du was lernen, Billy«, sagte der Professor zu dem Gehilfen, einem jungen Burschen. Und dann befahl er: »Jetzt erst mal raus alle! Du, Nino ya Simba, bleibst hier!«

Es war der Moment, dem Nino mit Bangen entgegengesehen hatte. Wie würde sich Rhino nach dem Flug und nach all den Aufregungen beim Verlassen des Käfigs verhalten? Standen Angriffe auf seine Betreuer, Attacken mit neuen Verletzungen bevor?

Voller Unbehagen sah Nino, daß der Doktor, während die anderen den Raum verließen, ein Gewehr aus einem Wandschrank nahm, ähnlich dem, das der Weißhaarige benutzt hatte.

War das wirklich nötig? Ging es nicht vielleicht auch anders? Zu seiner eigenen Überraschung

sprach Nino den Doktor an und bedeutete ihm, das Gewehr wegzuschließen. Sie sollten es ohne Betäubung versuchen, er habe dazu eine Idee.

Der Doktor rünzelte die Stirn, nickte dann aber und lachte. »Nicht schlecht, wenngleich, soviel ich weiß, noch von keinem probiert. Einen Versuch ist es jedenfalls wert.«

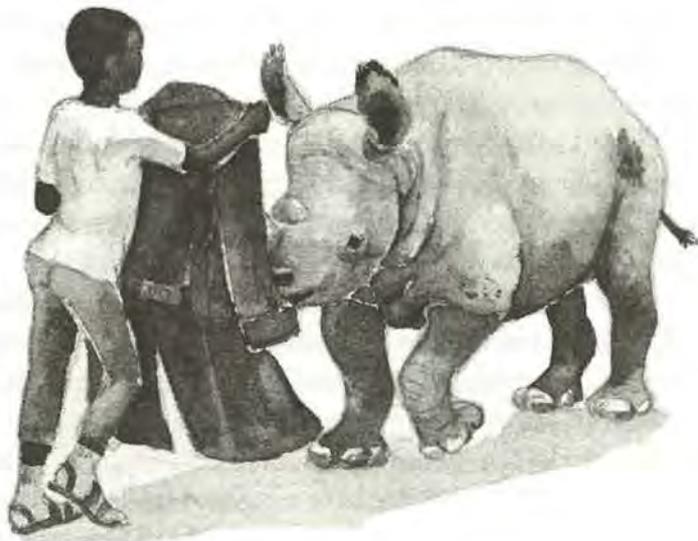
Das Gewehr schloß er nicht weg, im Gegenteil: Er holte ein zweites, das vermutlich mit einem besonders rasch wirkenden Betäubungsmittel geladen war, aus dem Schrank und legte beide zurecht.

Unterdessen stellte sich Nino ans Kopfende des Käfigs. Den Mantel hatte er ausgezogen und ausgebreitet. Die Innenseite hielt er Rhino entgegen, wobei er das »Nashörnchen«, das unruhig war und nervös wirkte, »brav« zu sein beschwor.

Jetzt aber, angewedelt von diesem merkwürdigen Ding, jetzt stutzte Rhino. Äugte kurzsichtig, trat schnaufend näher, schnupperte durch eine Lücke im Gatter.

Die Muskeln unter seiner geschundenen, ausgetrockneten Haut zuckten, und Nino dachte: Wird Zeit, daß du dich mal wieder baden und suhlen kannst.

Da begann der Doktor, das Gatter hochzuschieben. Nino wedelte und redete weiter, auf einen



Ausfall gefaßt, bereit, Rhino den Mantel über den Kopf zu werfen.

Es kam nicht dazu, war nicht notwendig. Beend zwar, doch beherrscht verließ Rhino den Käfig, folgte dem seltsam duftenden Gebilde, bis sich das Tor eines extra für ihn vorbereiteten Geheges hinter ihm schloß.

»Phantastisch!« stieß der Doktor hervor, und an den weißhaarigen Mister Schmidt, der mit den anderen wieder eingetreten war, gewandt, sagte er: »Das hätten wir filmen müssen oder wenigstens fotogra-

fieren! Das wird eine Mitteilung in den *Beiträgen*, und was für eine!«

Eine Weile standen alle noch am Tor des überdachten, beheizten Geheges, wo sich Rhino im schlammigen Wasser suhlte.

»Morgen werde ich ihn gründlich untersuchen«, sagte der Doktor zu Mister Schmidt. »Und dann haben wir ja auch schon Weihnachten. Hoffentlich lassen sie uns wenigstens die Feiertage in Ruhe!«

Der Weißhaarige nickte und fügte düster hinzu: »Die Ruhe vor dem Sturm...«

Feiertage

Während der nächsten Tage fühlten sich Nino und Yoyo wie auf einem fremden Stern. Einiges erschien ihnen zwar halbwegs vertraut, so der Anblick von Rhino und die Laute, die tagsüber oder nachts aus anderen Tierhäusern drangen. Die übrige Welt aber wirkte wie vormals lebendiges Wasser in der anhaltenden Kälte erstarrt.

Es war, wie Nino erfahren hatte, für die Menschen in diesem Land und für Leute in anderen Ländern, angeblich auch in Afrika, eine besondere Zeit. Gegen Ende des Jahres, wenn hier die Tage kurz und die Nächte lang waren, feierten sie die Geburt ihres Gottes, und das dauerte, ähnlich wie eine größere Festlichkeit im Tawanaland, fast eine Woche.

Sonst aber war, soweit Nino das beurteilen konnte, hier zur Weihnachtszeit nichts wie bei einem Fest daheim: kein Tamtam zur Vertreibung böser Geister, kein Tanz, kein Gesang bis zur Frühe des neuen Tages. Nur gegessen und getrunken wurde, wie Billy ihm versicherte, auch beim Weihnachtsfest mehr als sonst.

Billy – der Gehilfe des Doktors. Eigentlich war er, wie er es genannt hatte, »Volontär«, was wohl soviel wie »Lehrling« hieß, und auf seiner Ausweis-karte stand als Vorname »Wilhelmus«.

»Ein Spleen meiner Alten«, sagte Wilhelmus-Billy, worüber Nino erschrak. Er verstand zwar, daß man von seinem Namen vielleicht nicht gerade begeistert sein konnte. Hieß er selbst doch Nino, »Kindchen«. So nannten manche Tawana, einer ausländischen Mode folgend, die ganz Kleinen. Spätestens als Halbwüchsiger würde er komisch wirken, wenn man ihn Nino rief. Aber deshalb derart unehrerbietig von seinen Eltern zu reden!

Im übrigen konnte Billy die Farm abends verlassen. Yoyo und Nino durften das nicht. Der Weißhaarige sagte, er habe ihre Pässe abgeben müssen wegen der Aufenthaltserlaubnis. Doch während der Weihnachtstage sei die Beschaffung des Stempels nicht möglich, weil auf den Ämtern alle Arbeit ruhe.

»Nach den Feiertagen, im neuen Jahr« – Wendungen, die Nino des öfteren hörte und die er deshalb sogar für Grußformeln hielt, bis Billy ihn lachend belehrte, wann man »guten Morgen«, »guten Tag«, »guten Abend« zu sagen habe.

Zum Dank versuchte Nino, ihm beizubringen, wie man im Tawanaland grüßt, doch entweder be-

griff Billy nicht, was Nino beabsichtigte, oder er hatte kein Interesse daran, und das vermutlich, weil er gerade wieder an Susen dachte.

Susen war, falls Nino recht verstanden hatte, die Braut von Billy oder gar schon dessen Frau. Merkwürdig allerdings, daß Billy beziehungsweise seine Eltern den Eltern von Susen bislang noch keinerlei Brautpreis gezahlt hatten, ja, daß Billy nicht einmal zu wissen schien, was ein Brautpreis, ein Lolo, war, geschweige denn, wie er ausgehandelt und übergeben wurde. Seltsam auch, daß bei der Verbindung von Susen und Billy, glaubte man dessen gestreuten Erklärungen, die Eltern der beiden nicht nur nicht die entscheidende Rolle gespielt hatten, sondern offenbar überhaupt nicht gefragt worden waren.

Nino schüttelte den Kopf. Keine Brautwerber, kein Lolo, kein Segen der Eltern... Wie sollte das gutgehen?

Abgesehen davon jedoch, meinte Nino, könnten Billy und er Freunde werden. Billy war zwar fünf Jahre älter als er, behandelte ihn aber, wie ihm schien, keinesfalls herablassend, sondern wie einen Gleichaltrigen, Ebenbürtigen. Immer öfter gewährte er ihm sogar den Vortritt und ehrte ihn so. Beispielsweise überließ er Nino bei der Pflege von



Rhino nicht nur das Ausmisten, sondern mit der Zeit beinahe alle Arbeit. Und mehr als einmal schon hatte er, am Tor des Geheges lehrend, seufzend und stolz erklärt: »Das müßte Susen sehn! Da tät sie endlich glauben, daß ich echt meinen eigenen Boy hab.«

Susen jedoch, die noch zur Schule ging und anscheinend wohlhabende Eltern hatte, bekam Nino

nicht zu Gesicht. Sie war, den Worten und Gesten von Billy zufolge, die Feiertage über in ein Gebirge gefahren, um auf dem Schnee mit Hilfe besonderer Bretter Sport zu treiben. Wenn niemand außer Nino in der Nähe war, bedauerte Billy fluchend, daß er hier rumhängen mußte und erst Silvester nachreisen konnte.

Silvester, der letzte Tag des Jahres und vor allem die Silvesternacht, das wurde, während die stille Zeit der Feiertage verstrich, auch für Yoyo der Punkt, um den seine Gedanken immer häufiger kreisten.

Yoyo hatte gehört, in der Silvesternacht gebe es ein Feuerwerk, so ein Schauspiel, bei dem Geschosse in der Dunkelheit barsten und Sterne, Lichtergarben, bunte Funkenfontänen an den Himmel zauberten. Das kannte er aus Kitala, der Stadt im Nachbarland, wo er den Tag der Unabhängigkeitserklärung erlebt und, wie er gelegentlich erwähnte, auch ein wenig mit erstritten hatte.

Seit er mit Nino in Europa war, genauer: im Dickhäuterhaus dieser verschneiten Farm, seitdem erinnerte er sich, wenn sie auf ihren aufblasbaren Matten, sogenannten »Luftmatratzen«, lagen, vor dem Einschlafen des öfteren an jene Zeit. Dabei vermischte sich die Erinnerung an Kitala und das

Nachbarland merkwürdig mit dem, was er tagsüber hier beobachtet, erlebt, empfunden hatte.

Vom Morgen nach der Ankunft an war Yoyo meist auf der Farm unterwegs. Im Unterschied zu Nino hielt es ihn nicht im Dickhäuterhaus. Immer wieder fragte er nach seinem Paß, erhielt aber nur ausweichende Antworten.

Umgänglich, wie er war, hatte es Yoyo rasch geschafft, mit Einheimischen in Kontakt zu kommen. Dank seiner anstelligen Art war es ihm sogar gelungen, eine Beschäftigung zu finden und sich innerhalb weniger Tage beinahe unentbehrlich zu machen. Fast alle auf der Farm sprachen etwas Englisch, so konnte er sich verständigen.

Zwar erzählte er nicht allzu genau, was er trieb, blieb ihm doch offenbar stets bewußt, daß er von den ehrwürdigen Alten des Dorfes mitgeschickt worden war, um auf Nino aufzupassen, und daß er ihm folglich ein Vorbild sein mußte. Aber zum einen hatte Nino Augen und Ohren und einen eigenen Kopf und zum anderen brauchte Yoyo wohl einen Vertrauten und behandelte Nino auch deshalb nicht wie ein Kind.

So wußte Nino, daß es Yoyo zu einer Frau namens Mary zog und daß auch diese Mary sich zu Yoyo hingezogen fühlte.

Mary war Köchin in der Futterküche, die sich am Rande des Farmgeländes bei einem Sondereingang befand. Ursprünglich hatte Yoyo erwogen, dort über den Zaun zu steigen, um sich ein wenig im Dorf und in der nahen Stadt umzusehen, doch Gelächter hielt ihn zurück.

Es waren zwei Frauen, eine beleibte und eine magere, und die Dicke, eben jene Mary, hatte es Yoyo auf den ersten Blick angetan.

Er ihr offenbar auch, wobei sein Mantel, dessen Anblick vermutlich das Gelächter ausgelöst hatte, sie erheblich zu stören schien. Sie gab ihm eine in der Futterküche herumhängende wattierte Jacke, die den an allen Ecken zu engen Mantel ersetzen sollte. Und wenn er wolle, bedeutete sie ihm, könne er einen ihrer Kittel überziehen und ihnen ein wenig zur Hand gehn.

Und ob Yoyo wollte! Außerdem wurde Hilfe benötigt, war doch die dritte Köchin krank, und die zweite hegte die Hoffnung, doch noch die Feiertage über freizukriegen und daheimbleiben zu dürfen.

Sie durfte. Ob und wie Mary das erwirkt hatte, blieb unklar. Jedenfalls fand sich Yoyo am Morgen darauf mit ihr allein in der Futterküche und im nächsten Moment in einem Abstellraum, und von da an gab es für die beiden eigentlich nur ein Pro-

blem: nebenher das Futter für die Tiere der Farm vorzubereiten.

Für Yoyo waren es offenbar herrliche und anstrengende Stunden. Vergleichbares hatte er, seinen Andeutungen zufolge, bislang nur in Kitala mit einer Frau namens Susu, einer Witwe, erlebt. Als Mary ihm an einem der Feiertage eine Hose von ihrem Ehemann mitbrachte, war er noch am Abend bei der Rückkehr ins Dickhäuterhaus geradezu gerührt.

So rückte Silvester heran und damit das Ende der Zweisamkeit im Abstellraum neben der Futterküche, und Yoyo fragte sich immer öfter: »Und was danach?«

Am Silvesterabend, als über der Stadt bereits die ersten Feuerwerkskörper am dunkelnden Himmel platzten, stand die Köchin, nach Schumm-Schumm duftend, plötzlich im Dickhäuterhaus und befahl Yoyo: »Komm mit, Futter machen!«

Es wurde eine Spätschicht, so anstrengend, daß Yoyo das Feuerwerk um Mitternacht verschlief.

Ohne Festtagsgesicht

Mit dem neuen Jahr, schien es Nino, war ringsum einiges anders geworden. Worin im einzelnen diese Veränderungen bestanden und wodurch sie verursacht wurden, vermochte er zunächst nicht festzustellen. Doch er fand, daß die Menschen wie die Natur sozusagen ihre Festtagsgesichter abgelegt hatten.

Am einfachsten zu verstehen war noch, was sich in der Natur abspielte. Dort hatte wärmere Luft den Frost verdrängt, so daß nun der Schnee als Wasser von Bäumen und Dächern tropfte.

»Tauwetter«, wie es Billy – mit einem Fluchwort als Zusatz – nannte.

Die Silvesternacht war für ihn, wie Nino erfahren hatte, eine arge Enttäuschung gewesen. Hatte sich Susen doch in jenem Gebirge mit einem anderen Burschen zusammengetan. Billy bedachte diesen Kerl mit demselben Fluch wie das Tauwetter. Als Nino – keinesfalls schadenfroh, sondern mitleidvoll – erklärte, bei einem Lolo, einem Brautpreis, wäre das nicht passiert, da benutzte Billy ein drittes Mal das Fluchwort.

»Du mit deinem Scheiß-Lolo! Wir sind hier in Europa und nicht bei euch Schwarzen.«

Billy ließ seine Wut, gewissermaßen stellvertretend, Rhino spüren, indem er ihm die Faust mit voller Wucht in die Flanke hieb.

Hatte er dabei zufällig die verschorfte Wunde getroffen, oder hegte Rhino, wie sanft er sich auch sonst neuerdings gab, diesem Tierpflege-Volontär gegenüber Argwohn? Jedenfalls stutzte er kurz und verpaßte im nächsten Moment Wilhelmus-Billy mit der Schwanzspitze einen Hieb, an den noch Stunden später ein roter geschwollener Striemen erinnerte.

Verständlich, daß Nino von nun an mehr denn je bemüht war, Rhino ruhigzustellen und von Billy fernzuhalten.

Der hatte sich inzwischen zwar daran gewöhnt, daß Nino ihm die Dreckarbeit abnahm, aber es schien ihn zu ärgern, daß er selbst mit dem Nashorn nicht zurechtkam. So sagte er: »Glaub bloß nicht, daß du dich hier breitmachen kannst! Das ist mein Ausbildungsplatz, und wenn ich nichts Besseres finde, soll's auch mal mein Job sein.«

Es waren Äußerungen, von denen Nino meist nur den Tonfall erfaßte, die er dennoch – oder gerade deshalb – als Drohungen begriff. Da er sich nichts

vorzuwerfen wußte und im übrigen nicht recht verstanden hatte, was Billy meinte, wuchs in ihm Furcht, wie er sie bislang nicht gekannt hatte.

Zusätzlich beängstigend war, daß auch Yoyo die veränderte Stimmung nicht recht erklären konnte. Er zuckte die Schultern, seufzte, sagte: »Sie mögen uns nicht, und manchmal denke ich, sie können sich selber noch weniger leiden. Wahrscheinlich wissen sie, daß sie uns brauchen, und nehmen das sich und uns übel. Ach, hol sie der Teufel!«

Das galt allen Einheimischen, einer weiblichen aber besonders. Wie Nino mitgekriegt hatte, war Mary seit der erschöpfenden Silvesternacht wie umgewandelt: abweisend und feindselig. Offenbar hatte sie Angst, es könnte herauskommen und sich herumsprechen, wie es während der Feiertage im Abstellraum neben der Futterküche zugegangen war.

»Pfoten weg!« fuhr sie Yoyo im Beisein der anderen an, obwohl er sich nur nach einem Mülleimer gebückt hatte.

Yoyo richtete sich auf, wischte sich die Hände ab, zog ihren Kittel aus und griff nach der Jacke.

»Die bleibt hier!« befahl Mary.

»Laß ihn doch!« mischte sich ihre Kollegin ein. »Als käm's auf den Stallfrack an!«

Da war Yoyo bereits an der Tür, und dann schritt er, auf Würde bedacht, in Hemdsärmeln und friierend zum Dickhäuterhaus, wo er den Mantel die letzten Tage nur noch als Kopfkissen benutzt hatte.

»Hol's der Teufel!« fluchte er und bewegte den Kopf, als wolle er die Erinnerung wie ein lästiges Insekt verscheuchen.

Nino nickte und schwieg.

»Hauptsache«, begann Yoyo später von neuem, »dir und dem Nashorn geht's gut. Wenn wir nur endlich den Stempel im Paß hätten und uns ein wenig die Beine vertreten könnten, außerhalb von diesem Tiergefängnis!«

Damit aber stand es, wie sich bald herausstellen sollte, keineswegs zum besten. Yoyo und Nino wußten zwar nicht, was sich gegen sie zusammenbraute, doch ahnten sie, daß etwas in der Luft lag, etwas sich anders entwickelte, als sie erhofft hatten, anders auch, als ihnen am Ngori versprochen worden war. »Komisch«, sagte Yoyo, »daß sich dieser Doktor erst ständig hier rumtreibt und nun nicht mehr blicken läßt. Und das weißhaarige Babygesicht genauso.«

Das war zwar übertrieben, traf's aber im Kern. Nino hatte den Doktor und den weißhaarigen Mister Schmidt erst vor ein paar Stunden draußen

vorbeigehen sehen, doch waren die beiden entweder in Eile gewesen, oder sie hatten aus einem anderen Grund um das Dickhäuterhaus einen Bogen gemacht.

Und Yoyo, der ihnen kurz darauf über den Weg gelaufen war und sie angesprochen hatte – er war abgewiesen, auf eine spätere Unterredung vertröstet worden.

»Eine Unterredung«, fragte Yoyo sich und Nino gedehnt, »was hat das zu bedeuten?«

Nino versuchte, mit Billy darüber zu sprechen, doch der wich aus. »Es gibt Zoff«, sagte er nur – eine Auskunft, mit der Nino nicht viel anzufangen wußte.

Er und Yoyo rätselten noch eine Weile, gaben es dann aber auf. Was sie schließlich erfahren sollten, damit hätten sie ohnehin nicht gerechnet, und noch als sie zum Büro des Doktors gebeten wurden, hoffte Nino, nun komme alles ins Lot.

Vor dem eigentlichen Büroraum lag ein schmales Zimmer. Dort saß eine gelbhaarige Frau, die weder Yoyo noch Nino bisher gesehen hatten. Sie bedeutete ihnen, vor der Tür zu warten, und riß das Fenster auf.

Endlich durften sie das Vorzimmer passieren und den Büroraum betreten. Daß der hell und geräumig



war, nahm Nino nur aus den Augenwinkeln wahr. Was seine Blicke anzog, waren ein Nashorn auf einem Wandbrett und ein Afrikaner auf dem Schreibtisch, eine Doppelfigur aus poliertem Ebenholz, wie auch Tawana sie zu schnitzen verstanden.

Der Doktor, der den Blick bemerkt hatte, räusperte sich. Spürbar unbehaglich hockte er hinter dem Schreibtisch, die Hände auf die Kante gestützt.

»Wir haben euch holen lassen, obwohl wenig Zeit zur Verfügung steht«, begann er, und der Weißhaa-

rige, der neben dem Schreibtisch stand, übersetzte holprig. »Andererseits ist die Sache so wichtig und – ja, auch so ungewöhnlich, daß wir sie euch nicht in eurer Unterkunft oder im Vorbeigehen mitteilen wollten.«

Wieder die Übertragung des Weißhaarigen, der, wie Nino erst jetzt bemerkte, unter dem Haarschopf tatsächlich rosig und glattgesichtig wie ein Baby aussah. Offenbar hatte er sich während der Feiertage ganz gut von den Strapazen seiner Afrika-reise erholt.

Nun verstummte er, und der Doktor räusperte sich von neuem. Er nahm plötzlich die Hände von der Schreibtischkante, stand auf, trat ans Fenster und befahl Mister Schmidt: »Sagen Sie's ihnen!«

»Hm...« Für einen Moment sprang der Blick des Weißhaarigen zu Nino und Yoyo. Dann fixierte er irgendeinen Punkt.

»Es gibt«, begann Mister Schmidt, »einige Probleme, mit denen wir nicht gerechnet hatten. Mit unseren Tieren.« Er räusperte sich. »Und mit euch. Es dauert alles etwas länger, als wir dachten. Außerdem«, fügte er salbungsvoll hinzu, »wollen wir euch nicht zumuten, zu lange von eurer Heimat fern zu sein.«

Yoyo warf ihm einen mißtrauischen Blick zu,

und Mister Schmidt fuhr schnell fort: »Es hat auch nicht geklappt mit der Aufenthaltserlaubnis für euch. Es gibt da jetzt sehr strenge Bestimmungen...«

Nino verstand nicht alles, aber Yoyo neben ihm atmete schwer. Und plötzlich unterbrach er Mister Schmidt. »Wann«, fragte er, »sollen wir heimreisen?«

Mister Schmidt und der Doktor wechselten einen Blick, und Mister Schmidt sagte: »Am besten schon übermorgen, mit der nächsten Fracht-Sondermaschine.«

Abschied?

»Am besten schon übermorgen«, hatte der weißhaarige Mister Schmidt gesagt, und da Nino schwieg, da Yoyo nickte, den Kopf schüttelte, sich schweigend zur Tür wandte – wohl deshalb redete der Weißhaarige weiter.

Es sei alles anders gedacht gewesen, und sie bedauerten sehr, daß die Sache diese Wendung genommen habe. Auch seien sie nicht untätig geblieben, im Gegenteil. Doktor Snyder habe alles versucht, eine Ausnahmeregelung zu erreichen. Leider vergebens, zumal Tierschutzfanatiker gegen ihr Unternehmen Stimmung machten und die Behörden unter Druck setzten.

Wieder nickte Yoyo, doch verzog er dabei das Gesicht zu einem Grinsen. »Und die Dressur des Nashorns? Und der Film?« fragte er.

Das gehe in Ordnung, beeilte sich Mister Schmidt zu versichern.

»Hoffentlich!« warf der Doktor ohne den Kopf zu wenden vom Fenster her ein.

»Ja, hoffentlich«, wiederholte Mister Schmidt. Sie alle hofften es sehr, zumal das Schicksal ihrer

Farm in hohem Maße vom Erfolg im Filmgeschäft abhängen. Wenn es nicht gelinge, mit Euro-Tele-Star ins Geschäft zu kommen, die anderen Anbieter zu schlagen...

Räuspern stoppte ihn. Der Doktor, der offenbar verstanden hatte, was in gebrochenem Tawana erörtert worden war, hatte sich umgewandt. »Vergessen wir nicht«, sagte er, »daß wir unseren afrikanischen Freunden zu Dank verpflichtet sind! Ohne die Mithilfe vieler wäre an einen Einstieg in dieses verdammte Filmgeschäft nicht zu denken gewesen, und wenn wir nicht den Tip von einem verwaisten Kalb am Ngori erhalten hätten...«

Stirnrunzelnd und sichtlich verwirrt brach er ab, weil Mister Schmidt, der bislang übersetzt hatte, schweigend den Kopf schüttelte.

Yoyo wie Nino, der nicht ganz begriff, was eben gesagt worden war – sie merkten auf.

Nach einer Pause redete der Weißhaarige weiter, wiederholte, offenkundig von sich aus, den Dank an viele Tawana, insbesondere an Nino und Yoyo. Die Spannung, die eine Weile geherrscht hatte, schwand. Der Rest war Abschiedspalaver.

Was für ein Film das eigentlich werden solle, erkundigte sich Nino.

Oh, ereiferte sich der Weißhaarige, eine phanta-

stische Sache: die Story um ein Nashornkalb, dessen Mutter ermordet wurde, meuchlings abgeknallt von Wilderern, dessen sich ein Junge auf rührendste Weise annehme, mit dem er nach Europa reise, das er hier betreue. Ein Film für alle europäischen Kinder, ja, wie man hoffe, für die Kids in aller Welt.

»Hm...« machte Yoyo. »Und unsere Rollen dabei?«

»Keine Sorge«, versicherte der Weißhaarige. Auch das sei zwar anders gedacht gewesen, doch man könne ja auch auf afrikanische Asylbewerber zurückgreifen.

»Auf Tawana?« fragte Yoyo.

Das nicht unbedingt, nein, aber das sei kein Problem. Wer hierzulande vermöge schon beispielsweise einen Tutsi oder Hutu von einem Tawana zu unterscheiden?

»Na schön«, sagte Yoyo. Und bereits an der Tür, fragte er: »Und der Paß – für einen Gang in die Stadt?«

Mister Schmidt setzte zu einer Antwort an, doch der Doktor winkte ab, holte seine Brieftasche aus dem Jackett und gab Yoyo und Nino jeweils einen Geldschein. »Soviel wie fünfhundert Tawana-Dollar«, erklärte er dabei. »Vielleicht findet ihr im Shop

vorn beim Eingang ein Souvenir. Und behaltet uns nicht in zu schlechter Erinnerung!«

Nino und Yoyo dankten ihm, verbeugten sich und gingen. Draußen unter dem januartrüben Himmel standen sie eine Weile da und schauten zu einer Reihe von Bäumen, hinter denen das Dorf und – weiter weg – die Stadt lagen, die sie beide nur von der Fahrt hierher kannten.

»Ich geh jetzt, mir ein Andenken besorgen«, verkündete Yoyo. Aus dem Tonfall schloß Nino, ihn nicht vor Anbruch der Nacht und nicht ohne Schumm-Schumm-Wolke wiederzusehen.

Es kam aber anders. Yoyo traf bereits eine Stunde später in ihrer Unterkunft ein, in der Hand eine grellbunt mit einer Palmenlandschaft bedruckte Krawatte, die er bei seinen Habseligkeiten verstaute.

»Was ist denn in dich gefahren?« fragte Nino.

»Mein Mitbringsel«, gab Yoyo höhnisch zur Antwort. »Damit sie zu Hause sehn, wie man sich hier Afrika vorstellt.«

Seinen Geldschein hatte Nino zusammengefoldet, in Papier eingeschlagen und zwischen rechter Fußsohle und einer frisch gewaschenen Socke versteckt. Wenn das, dachte er, tatsächlich fünfhundert Dollar wert ist, nehm ich's lieber mit heim.

Überhaupt eilten seine Gedanken, seit er sich damit abgefunden hatte, schneller als gedacht zurückzureisen, immer öfter nach Hause, dem Flugzeug voraus. Dabei freute er sich vor allem auf ein Wiedersehen mit Humbo, seinem Freund. Was er dem zu erzählen hatte!

Schade nur, daß Rhino nicht mit heimreisen konnte. Nicht bloß Nino, auch Yoyo bedauerte das. Und Yoyo behauptete, der weißhaarige Mister Schmidt sei nicht viel besser als die Mörder von Rhinos Mutter. Hatte er nicht einen Tip von denen erhalten, also mit ihnen in Verbindung gestanden, sie am Ende gedeckt? Auch der Reservatswächter habe bestimmt Dreck am Stecken.

Doch wie das beweisen? überlegte Yoyo. Wie Lärm machen als unerwünschter Tawana, dem eine Aufenthaltserlaubnis verweigert wird, der nicht einmal diese Farm verlassen darf, der keinerlei Kontakt nach draußen hat. Unmöglich, sich mit jenen Tierschützern zu treffen. Und wozu auch? Etwa, um mit ihrer Hilfe die Rückführung des Nashornkalbes zu erzwingen?

»Nein«, entschied Yoyo am Ende eines seiner grüblerischen Selbstgespräche, »unserem Nashorn können wir so nicht helfen. Wer weiß, ob es sich am Ngori überhaupt wieder eingewöhnen würde, ob es

ein freies Leben im Busch führen könnte. Vielleicht ist es nach allem noch am besten auf dieser Farm aufgehoben.«

Nino dachte ähnlich, und doch sorgte er sich um Rhino und litt unter dem bevorstehenden Abschied. Auch deshalb versuchte er, Billy beizubringen, was er zur Pflege von Rhino wußte, versuchte sogar, Billy in das Geheimnis der Nashorn-Lenkung einzuweißen.

Vergebens. Billy war schweigsam und schlechter Laune, und einmal sagte er sogar: »Wahrscheinlich bin ich auch nicht mehr lange hier.«

So verbrachte Nino fast den ganzen Tag vor dem angekündigten Rückflug und den Abend allein in Rhinos Gehege, schrubbte die Haut, von der sich der Schorf zu lösen begann, spritzte mit Wasser, bis Rhino vor Vergnügen schnaufte, kraulte ihn und sprach mit ihm wie damals in jener ersten Nacht, daheim im Tawanaland.

Dann war der Morgen der Abreise da, und ein Wachmann der Farm drängte zur Eile. Er sollte Nino und Yoyo zum Flughafen fahren.

Nino warf einen letzten Blick in das Gehege. Dort stand Rhino und sah ihn an, als begreife er, was geschah, stand reglos da wie einst inmitten der Giraffenstengel, und als sich Nino endlich losge-



rissen hatte, als er eben verschwunden war – da erst begann Rhino, sich wieder zu regen, schnaufend Anlauf zu nehmen.

Die Fahrt durch das Dorf und durch die kalten, windigen, noch nachtdunklen Straßen der Stadt verlief schweigsam. Yoyo und Nino hockten im Laderaum eines Lieferwagens, den der Wachmann fuhr – Yoyo mit seiner grell bedruckten Krawatte samt baumelndem Preisschild über dem viel zu engen Hilfsgütermantel.

Der Wachmann, unausgeschlafen und erkältet, hatte beim Anblick dieses Aufzuges geniest und sich an den Kopf gegriffen.

Er war offenbar angewiesen, Yoyo und Nino zur Abfertigung zu bringen, doch wegen der Witterung verzögerte sich der Abflug. So mußte er in einer überheizten Halle schwitzend und schniefend mit den ihm Anbefohlenen warten.

»Auch das noch!« schimpfte er, als ihn eine Flughafenangestellte ans Telefon rief.

Er nieste zu dem, was er hörte, stellte krächzend eine Frage, eine zweite, eine dritte, legte schließlich auf und griff sich an die Stirn. »Kommando zurück!« verkündete er Nino und Yoyo.

»Kommando – was?«

»Zurück!« wiederholte er. Sie könnten erst später fliegen. Das Nashorn spiele verrückt.

Verrückt? Yoyo tippte sich grinsend an die Stirn.

Ja doch! Billy, der Lehrling, habe eins abgekriegt, daß er womöglich ins Krankenhaus müsse, und selbst der Doktor schaffe es nicht, das verdammte Nashornkalb zu bändigen.

Sieh an, unser Rhino! dachte Nino. Er sah, wie der Wachmann einen Paken Papiere einsteckte, den er die ganze Zeit in der Hand gehalten hatte. Fragend blickte er zum Abfertigungsschalter und dann zu Yoyo.

»Und unsere Aufenthaltserlaubnis?« fragte Yoyo.

Der Wachmann lachte. »Noch gilt euer Touristenvisum. Schließlich habe ich hier eure Pässe.« Er klopfte auf seine Tasche und bat: »Kommt schon! Sie lassen sich's was kosten, damit ihr noch ein paar Tage bleibt. Außerdem gibt's eine Überprüfung auf der Farm, und falls das Nashorn weiter verrückt spielt...«

»Ja, wenn das so ist...« Yoyo rückte das Preisschild an seiner Krawatte zurecht und streckte dem Wachmann die geöffnete Hand hin. »Unsere Pässe, bitte!«

Dann wandte er sich an Nino und fragte: »Oder bist du anderer Meinung?«

»Komm!« drängte Nino. »Rhino braucht uns.«



Nachwort

Die Geschichte über Rhino und Nino ist erfunden, doch könnte sie sich zugetragen haben, wie es hier aufgeschrieben steht. Mehr noch: Solche Geschichten ereignen sich auch jetzt, in dieser Minute. Wilderer, die meist in Banden und mit moderner Technik ihr Unwesen treiben, töten Nashörner und andere Tiere, die vom Aussterben bedroht sind, töten sie trotz internationaler Abkommen und trotz weltweiter Tierschutzaktionen.

Rhinozerosse werden wegen ihrer Hörner abgeschlachtet. Die Zahl dieser Kolosse sinkt Jahr für Jahr. Viele ihrer Arten sind schon ausgerottet oder ausgestorben.

Vor Jahrmillionen, im Tertiär und später, lebten nashornartige Tiere fast überall auf der Erde. Da gab es schlanke, leichtfüßige Läufer und plumpe, flußpferdähnliche Wesen. Manche hatten dichtes, zotteliges Fell, andere Stoßzähne wie Elefanten...

Nachfahren einzelner dieser Urahnen existieren, von Zoobewohnern abgesehen, heute nur noch in Afrika und Asien. Von all den Gattungen der Vorzeit sind lediglich vier geblieben: das kleine Suma-

tranashorn und das Panzernashorn als asiatische Verwandte sowie Spitz- und Breitmaulnashorn in Afrika. Alle leben sie in Rückzugsgebieten, also dort, wohin der Mensch ihnen noch nicht gefolgt ist, oder dort, wo er ihnen ein Schutzareal, ein Reservat, überlassen hat.

Rhino, das Nashornkalb dieser Geschichte, gehört zur Gattung des Spitzmaulnashorns. Es wird von manchen auch »Schwarzes Nashorn« genannt, obwohl die nackte Haut dieser Rhinozerosse schiefergrau ist und sich in der Farbe kaum von der Haut des Weißen oder Breitmaulnashorns unterscheidet. Da Nashörner haarlos sind und keine Schweißdrüsen besitzen, wälzen sie sich zwecks Abkühlung oder wenn Ungeziefer sie piesackt gern in Staub oder Schlamm. In Gegenden Afrikas, wo Nashörner leben, stammt der Boden oft aus Vulkanen und ist lavaschwarz. Deshalb sehen die Nashörner nach dem Suhlen schwärzlich aus – oder rötlich bei rotem, weißlich bei weißem »Badezusatz«.

Bei der Geburt wiegt ein Spitzmaulnashorn rund einen halben Zentner. Als Rhinos Mutter umgebracht wurde, hatte Rhino schon tüchtig zugenommen, war ein fast Zweijähriger, aber immer noch halb Säugling, halb Kleinkind. Er ernährte sich sowohl von Milch wie von Zweigen, die er mit der

spitzen Oberlippe wie mit einem Finger umfaßte, oder von winzigen Büschen, die er ausriß.

Nashornjunge bleiben etwa dreieinhalb Jahre bei der Mutter. Erst danach können sie allein oder in kleinen Gruppen im Buschland leben. Dabei haben sie keine natürlichen Feinde. Nur der Mensch wird ihnen zur Gefahr, indem er ihren Lebensraum zerstört oder sie ihrer Hörner wegen tötet. Die werden dann meist abgehackt, außer Landes geschmuggelt, zu Pulver zermahlen und als »Arznei« für Unsummen verkauft an Männer, die sich davon Wunder versprechen.

Hörner, im Kampf eingebüßt, wachsen nach. Spitzmaulrhinozerosse im Alter von Rhinos Mutter tragen üblicherweise zwei solcher »Horndegen«: einen mehr als meterlangen vorn auf der Nase und einen kürzeren dahinter. Mitunter wächst ihnen ein drittes Horn auf der Nase, selten ein viertes, fünftes, sechstes auf dem Rücken oder sogar an der Schulter. Kälber wie Rhino sind noch ohne Horn, nur die Ansätze sind schon ausgebildet.

Übrigens bestehen die Rhinozeroshörner aus einer ähnlichen Substanz wie die Hufe der Kühe, und Wissenschaftler fanden heraus, daß Nashornpulver selbst in Riesenportionen keinerlei belebende oder sonstige Wirkung hat.

Internationale Vereinbarungen wie das Washingtoner Artenschutz-Übereinkommen verbieten seit Jahrzehnten u. a. das Töten von Nashörnern und den Handel mit Nashorn-»Arznei«. Dennoch wird weiter gekauft, abgeknallt, geschmuggelt, verkauft, all das nicht selten unter Beihilfe, zumindest mit Duldung von Beamten aller beteiligten Staaten: Angestellte, die ihr Gehalt durch Schmiergeld aufbessern, wie Regierungen, die für Nashornprodukte Zoll und Steuern kassieren.

Auch Leute wie die Angehörigen von Nino, dem Helden dieser Geschichte, machen sich mitunter schuldig oder geraten in Verdacht und in die Mühlen der Staatsgewalt. Dabei werden sie meist von nackter Not getrieben. Was tun, wenn man hungert und nicht jagen darf, aber nur durch Jagd dem Hungertod zu entgehen vermag? Wenn zudem seit Menschengedenken die Vorfahren gejagt haben, Gazellen, Büffel und manchmal ein Nashorn, drüben bei den Hügeln hinter dem Bach, die Zeitgenossen aber dort nicht jagen sollen, weil ein Chief in der Stadt das Land bei den Hügeln zum »Schutzgebiet« erklärt hat? Weshalb werden sie bestraft und nicht die Fremden, die bloß das Horn haben wollen, das kostbare Fleisch den Hyänen und Geiern überlassen und in ihrer Gier keine Grenzen kennen?

Solange die Jagd nur der Ernährung gedient hat, war kein Tier der Savanne vom Aussterben bedroht.

In der Geschichte von Nino und Rhino spielen solche Gedanken lediglich am Rande eine Rolle. Der Junge und seine Verwandten leben als Sippenverband in einem Dorf, das von den sogenannten »Segnungen der Zivilisation« noch kaum berührt worden ist: zwei, drei Dutzend Hütten aus Ästen und Lehmewurf, die Dächer aus strohartigem Gras.

Dennoch ist selbst hier eingedrungen, was längst den Großteil der Menschheit beherrscht.

Den Anfang machten vor hundert und mehr Jahren die Kolonialherren, und mittlerweile haben Heimkehrer, Besucher, Touristen bestimmte Wünsche bis in den letzten Winkel verbreitet: Reich werden, den Fremden gleichen! Ein Fahrrad besitzen oder ein Motorrad, ein Radio oder einen Fernseher mit Batterie! Verreisen, fliegen, einen Zipfel vom Glück erhaschen!

Solche Wünsche drohen die vormals festgefügte Sippengemeinschaft zu sprengen. Ninos Vater zum Beispiel steht dergleichen noch zurückhaltend gegenüber; Yoyo, der »Weltenbummler«, hat hingegen schon sozusagen »Blut geleckt«.

Soll man ihn deshalb verurteilen, schmähen, verachten? Erlebt Nino, der Afrikaner, an der Seite von Yoyo und Rhino etwas, das uns Europäern fremd ist? Wo verläuft die Linie, die Menschen dieses Erdballs in solche und andere trennt?

Dietmar Beetz



Der Autor

Dietmar Beetz, 1939 in Neustadt am Rennsteig geboren, studierte in Leipzig und Erfurt Medizin. In dieser Zeit erschienen erste Veröffentlichungen in Zeitungen und Anthologien. Nach der Promotion war er als Schiffsarzt tätig, in den siebziger Jahren als Arzt in Guinea-Bissau, Afrika. Außer Hörspielen, Aphorismen und Rezensionen schrieb er Kinder- und Jugendbücher, Kriminal- und Abenteuerromane, Gedichtbände und Tatsachenberichte. Dietmar Beetz lebt als Arzt und freier Schriftsteller in Erfurt, Thüringen. »Rhinos Reise« ist sein erstes Buch im Erika Klopp Verlag.

Die Illustratorin

Ursula Blancke, 1961 in Hamburg geboren, studierte an der Hochschule der Künste Berlin mit den Schwerpunkten Buchillustration und Illustration wissenschaftlicher Sachverhalte. Sie lebt mit ihrer Familie als freiberufliche Grafikerin und Illustratorin in Berlin.

Abenteuer im australischen Busch



Mary Patchett Meine Tiere und ich

Marys Spielgefährten auf einer einsamen Farm sind ihre Tiere, allen voran der riesige Dingohund Ajax, der ihr sogar das Leben rettet.



Mary Patchett Tam mein Silberhengst

Ein neues Mitglied kommt in Marys Tierfamilie: das Fohlen Tam, das sie selbst aufzieht. Niemand außer ihr darf den temperamentvollen Hengst reiten.

Erika Klopp Verlag
Hohenzollernstraße 86 · D-80796 München



Erika Klopp Verlag

Für Leser ab 10 Jahre



Christa Laas Muß ja nicht jeder ein Held sein

Micky träumt davon, so stark und mutig wie Superman zu sein ...
Illustriert von TINO



Ghazi Abdel-Qadir Spatzenmilch und Teufelsdreck

Eine witzige Familiengeschichte, in der es um Toleranz und Verständnis geht.
Illustriert von U. Baier

Erika Klopp Verlag
Hohenzollernstraße 86 · D-80796 München



Erika Klopp Verlag